

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Kupferbrach. Von Lebon	117
Paragraph 104. Von Albert Gulerburg	121
Schulpeisung. Von Helene Simon	128
Der kleine Spiegel. Von Max Well	132
Pfänger im Exil. Von Paul Schorlich	133
Die Automaten. Von Hermann Gilmeln	136
Kurt Marfens. Von Hans von Feltheim	141
Anzeigen. Von Martin, Stöder, Schlaf, Scholz, Frieda von Bülow	144
Regie im Burgtheater	147

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1907.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 875 Direktion.

„ 7913 Kasse u. Effektenabteilung.

„ 7914

„ 7915 Kuxenabteilung.

„ 7916

Telegramme: Ulrichs.

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9-1 und 3-5 Uhr.

Circus Busch

Täglich

Abends 7¹/₂ Uh.

Auf der Hallig

Original Manege-Schaustück des Circus Busch.

Besonders hervorzuheben: Das Phänomen der tauchenden Sirenen.

Vermette Carpartil-Truppe

Geschw. Amato

Reckturner.

Leiter-Akrobat.

EMIL JACOBY „Herz-Schuhe“



Frankfurter
nach der Vorrede

Friedrich-
Strasse 70

Leipzigerfr 120
Schillfrasse 11¹/₂

Mädler's Patent-Koffer

unerreicht an Leichtigkeit, Eleganz und Haltbarkeit
sowie sämtliche

Reise-Artikel und Lederwaren

Moritz Mädler

Leipzig
Petersstr. 8

Berlin
Leipzigerstr. 101/2

Hamburg
Neuerwall 34

Frankfurt a. M.
Kaiserstr. 29

Preisliste versende gratis: Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.



Berlin, den 26. Oktober 1907.

Kupferkrach.

Als ich Ende August hier von dem Preisrückgang auf dem Kupfermarkt sprach, wurde Standard-Kupfer in London zu $80\frac{1}{2}$ Pfund Sterling notirt. Inzwischen ist der Kurs bis auf $59\frac{1}{4}$ Pfund Sterling zurückgegangen. In knapp zwei Monaten ein Verlust von 21 Pfund Sterling; seit dem höchsten Satz ($109\frac{1}{2}$ Pfund Sterling; im März) ein Verlust von 50 Pfund Sterling. Das erklärt die Aufregung, die in den Kreisen der Kupferverbraucher herrscht. Wer zu höheren Preisen abgeschlossen hat, ärgert sich darüber, daß er nicht bis heute warten konnte; und Andere, die Kupfer kaufen wollen, wissen nicht recht, ob sie nicht noch länger warten sollen. Vielleicht sinkt der Kurs noch tiefer. Ernste Fachleute halten 60 Pfund Sterling für einen den Verhältnissen entsprechenden Preis und finden, Kupfer sei heute schon zu billig. Andere erinnern daran, daß in den Jahren 1894/95 die londoner Kupfernotizung schon einmal 40 Pfund Sterling war, und meinen, dieser Tiefstand könne wieder erreicht werden. Was ist Wahrheit? In keinem anderen Metall ist so wild spekulirt worden wie gerade in Kupfer. Wer hier an die Wechselwirkung von Nachfrage und Angebot glaubt, muß ein sehr gläubiges Gemüth haben. Der Kupfermarkt steht völlig unter der Herrschaft der amerikanischen Großspekulanten, deren mächtige Waffe der Kupfertrust, die Amalgamated Copper Company, ist. Seit Secretans Kupfering ruhmlos zerbrochen ist, herrscht unumschränkt der amerikanische Trust, der über den ungeheuren Reichthum der Kupferminen von Montana, Michigan, Arizona verfügt. Doch auch diese Kupferkönige sind sterbliche Menschen und fühlen die Folgen einer Ueberproduktion eben so wie jeder beliebige Fabrikant, der mehr produziert, als er absetzen kann. Bei dem niedrigsten Preis, den Kupfer in Amerika vor einigen Jahren erreicht hat (12 Cents das Pfund), könnten heute nur die finanziell stärksten Unternehmen weiterarbeiten, weil die Ausgaben, besonders für Löhne, seitdem so gestiegen sind, daß ein Verkaufspreis von 12 Cents ruinös

wäre. Diesem Tiefpunkt ist man jetzt drüber aber schon recht nah. Von 26 Cents (so hoch hatte die Amalgamated den Kupferpreis getrieben) ist er auf 14 Cents zurückgegangen. Nicht daneben droht der Abgrund.

Amerika steht mit einer Kupferproduktion von 906,59 Millionen Pfund (im Jahr 1906) an der Spitze der Kupfer erzeugenden Länder. Heute liefern die Vereinigten Staaten allein beinahe 60 Prozent des gesammten Kupfers. Das stärkste Anwachsen der Produktion sahen wir im Jahr 1904: sie war um 115 Millionen Pfund höher als 1903. Kupfer kostete in London damals 59 Pfund Sterling. Auch das Jahr 1905 brachte eine Zunahme von 80 Millionen Pfund; trotzdem stieg der Durchschnittspreis auf 69,12 Pfund Sterling. Und im Jahr 1906, das eine Steigerung von nur 5 Millionen Pfund brachte, stieg der Standardkupferpreis (um 18 Pfund Sterling) auf 87,9 Pfund Sterling. Am ersten März 1907 wurde der höchste Kurs von 109½ Pfund Sterling erreicht. Diese Ziffern sind lehrreich; sie zeigen, daß der Kupferpreis auch in den Zeiten ungewöhnlich vermehrter Produktion rasch in die Höhe gegangen ist, während, unter normalen Vorbedingungen, eine gesteigerte Erzeugung stets einen Preisfall bewirkt, wenn der Verbrauch nicht eben so rasch gestiegen ist wie die Produktion. Die Jahre 1904 und 1905 gehörten noch zu der Periode wirtschaftlicher Ermattung, die 1900 begonnen hatte. Damals konnte der Kupferkonsum sich nicht wesentlich erhöht haben. Wie groß die Kupferproduktion im Jahr 1907 sein wird, ist heute noch nicht zu übersehen; nach den bisherigen Ergebnissen muß man annehmen, daß Plus werde nicht viel größer sein als im Jahr 1906. Eine Ueberschneidung ist schon deshalb kaum zu fürchten, weil die amerikanischen Minen ihre Förderung eingeschränkt haben. Der relativ geringe Rückgang der Rio Tinto- und der Anaconda-Dividende hat Manche zu der Meinung gebracht, daß die Großen die Zukunft des Kupfermarktes nicht ungünstig beurtheilen. Der Bericht der Tinto-Gesellschaft, in dem man die Frage, was auf dem Kupfermarkt eigentlich los sei, klar beantwortet zu finden hoffte, beschränkte sich auf die Konstatirung der Thatsache, daß im Mai in den Vereinigten Staaten eine Finanzkrisis entstanden sei, die das gesamte Geschäft desorganisiert habe. Seitdem kauften die Konsumenten nicht mehr so flott wie vorher und natürlich sei dann der Kupferpreis gefallen. Diese Erklärung sagt nicht viel. Wichtiger wäre gewesen, zu erfahren, ob die Gesellschaft noch Vorräthe unverkaufter Waare hat und ob die Meldung richtig ist, die Rio Tinto-Mine habe einen großen Theil ihrer Produktion zu günstigen Preisen abgesetzt. Die privaten Bestandschätzungen, die von den Kupferspekulanten verbreitet werden und auf den Preis wirken sollen, ermöglichen noch lange kein Urtheil über die wahre Lage des Marktes; und der Blick auf die historische Entwicklung der Kupferpreisbildung lehrt nur, daß jeder Hauffe eine Bauffe folgte. Die Contremine ist auf dem Kupfermarkt stärker als anderswo. Hauffiers und Bauffiers sitzen in einem Lager. Die Standard Oil-Gesellschaft sind auch die Häupter

des Kupfertrustes (H. S. Rogers von Standard Oil ist Präsident der Amalgamated) und sie lassen die Puppen tanzen, wie es ihnen gerade paßt. Hat man die Preise so hoch hinaufgetrieben, daß Keiner mehr Kupfer kaufen will, dann giebt man nach, bis sich wieder reelle Abnehmer zeigen, die die künstlich gehäuften Vorräthe (bei der Amalgamated wuchsen die Lagerbestände bis auf rund 100 000 Tonnen an) auskaufen. Auch die selbständig arbeitenden Contremineure setzen kräftig ein und werfen so lange Offerten auf den Markt, bis die Gegenpartei Lust bekommen hat, um das Material wieder festhalten und den Baissiers die Kehle zuschnüren zu können. Diesmal fehlt im Getümmel der gläubige Thomas, der Käufer im Streit gegen die amerikanische Korruption: Thomas W. Lawson. Zur Zeit der Kupferhauffe (im August und September 1905) erklärte er in Rieseninseraten, große Mengen von Kupfer und Kupfererz seien in den Händen von Börsenspekulanten; wenn der unvermeidliche Preissturz eintrete, werde ihm ein furchtbarer Krach in Kupfererz folgen. Um die Mandate der Spekulation zu vereiteln, lud Lawson Alle, die ihm Glauben schenkten, zur Theilnahme an einem mit 10 Millionen Dollars zu bildenden Baissepool ein. Ob Thomas von Boston uneigennützig war oder selbst im Trüben fischen wollte: darüber braucht man sich den Kopf nicht zu zerbrechen; denn aus dem Ring der Unzufriedenen ist natürlich nichts geworden. Mit 10 Millionen ist gegen den fünfzig- oder hundertfachen Betrag eben nichts auszurichten. Heute schweigt Lawson. Vielleicht ist ihm vor seiner Prophetengabe bang geworden; denn was er voraussah, ist, freilich erst zwei Jahre nach dem Pronunziamento, Wirklichkeit geworden.

Die Einschränkung der amerikanischen Produktion und die Preisermäßigung müssen allmählich eine Gesundung der Verhältnisse herbeiführen. Wie lange aber wird dieser Prozeß dauern und wie viele Opfer wird er fordern? Da die Selbstkosten für jedes Pfund Kupfer etwa 12½ Cents betragen, kann man sich ausrechnen, was aus der Rentabilität der Kupferbergwerke wird, wenn der Verkaufspreis noch unter 14 Cents zurückgehen muß, ehe der Konsum wieder normale Abklüffe macht. Jetzt leben die Konsumenten von der Hand in den Mund; sie kaufen nicht mehr, als sie unbedingt brauchen. Das ist die Sache der Bedrückten. Sie wollen den Produzenten, die bisher stets ihre Herren waren, auch einmal ihre Nacht zeigen. Solcher Kampf der Schwachen gegen die Ausbeuter freut den Betrachter; daß ein mächtiger amerikanischer Trust Nores lernen muß, ist ja ein seltener Anblick. Ob die Kupfervorräthe in Amerika 200 oder 250 Millionen Pfund betragen, ist nicht so wichtig wie die Frage, in welchem Umfang die Zurückhaltung der Käufer mit vorausgegangenen Deckungen zusammenhängt. Die Kupfer verarbeitenden Gewerbe hatten mit der Möglichkeit einer Kupfernoth gerechnet und sich deshalb die nothwendigen Bestände zu den damaligen Preisen zu sichern gesucht. Jetzt können sie warten. Wie lange noch? Das ist die Frage. Wenn sie mit neuen großen Aufträgen kommen, muß natürlich der Preis steigen.

Den Hauptkonsumenten geht es nicht schlecht. Daß die Elektrizitätsindustrie ein sehr gutes Jahr hinter sich hat, wird der Abschluß der A. C. G. lehren, der, wie man sagt, der beste in der glanzvollen Geschichte dieser Gesellschaft erreicht sein wird. Doch man fürchtet einen Rückgang der Konjunktur und die Geldsorge drückt im Winter stets noch schwerer als in anderer Jahreszeit. Die Ansprüche müssen also eingeschränkt werden. Wägt die Beschäftigung nach und steigt der Geldpreis noch, dann kanns ziemlich lange dauern, bis der Kupfermarkt sich erholt.

Die Rockefeller und Konsorten wissen schon, wo sie bleiben; um sie brauchen wir uns keine Sorge zu machen. Schlimmer ist's um die kleinen Besitzer von Kupferaktien bestellt. Die sind die Opfer der Spekulanten und der durch sie herbeigeführten Deroute. Amalgamated- und Anaconda-Aktien sind nicht nur in Amerika verbreitet, sondern haben auch unter den deutschen Kapitalisten Liebhaber gefunden. Dafür sorgen schon die verheißungsvollen Offerten londoner bucket-shops. An Kupferwerthen sind Riesensummen verloren worden. Anaconda gingen seit Januar um 70 Prozent zurück; der gesamte Kursverlust auf dem Kupfermarkt soll 450 bis 500 Millionen Dollars betragen. Die Standard-Oil-Gruppe, die im Kupfertrust das große Wort führt, hat von ihrem Aktienbesitz sehr viel noch zu hohen Preisen verkauft. Der Kupferpreis wurde ja möglichst lange gehalten und lustig mit falschen Dividendenschätzungen operirt. Erst mußte der Aktienvorrath zu anständigen Kursen losgeschlagen sein; dann mochte es ruhig frachen. Der Glaube, daß Spekulantencliquen, die irgendeine Gesellschaft oder einen ganzen Markt kontrolliren, eine Art Rückversicherung gegen heftigen Kurssturz bieten, weil sie sich ihre Aktienmajorität sichern müssen, dieser Aberglaube ist längst widerlegt. Solche Gruppen benutzen ihren Aktienbesitz zu spekulativen Manövern und können ihn sogar ruhig ausverkaufen, da sie ja stets Gelegenheit haben, sich billig wieder zu „kompletiren“. Die Kupfermagnaten werden allmählich anfangen, zu niedrigem Kurs Aktien zurückzukaufen; dabei machen sie unter allen Umständen ein besseres Geschäft, als wenn sie ihren Aktienbesitz behalten hätten. Nur dauernde Minderung der Rentabilität, als Folge chronischer Ueberproduktion, könnte auch die großen Spekulanten empfindlich treffen. Die gebieten ja aber auch über die Statistik; und was sie mit ihren Ruchlereien verdienen, genügt meist, um sie gegen Rückschläge reichlich zu assureiren.

Die Abhängigkeit der Konsumenten von Amerika ist eine unerfreuliche Thatsache, mit der man sich aber abfinden muß. Die Gefahr liegt hauptsächlich in dem oft sprunghaften Wechsel der Preistendenz, der die Dispositionen der Kupferverbraucher erschwert, und in den Verlusten an Kupferaktien. Manche Metallhändler hat sich „verspekulirt“ und war genöthigt, die Zahlungen einzustellen. Gerade in Metallen werden oft ja sehr große Schlüsse gemacht. Wer sich nicht stark fühlt, sollte die Finger von der gefährlichsten aller Spekulationen lassen.

Labon.

Paragraph 184.*)

Neulich hatte ich wieder einmal das ganz besondere . . . Mißgeschick (will ich lieber sagen), in einer Strassache aus § 184 als Sachverständiger geladen zu werden. Dieser an Berühmtheit und Unbeliebtheit fast mit seinem Kollegen und nahen Verwandten 175 wetteifernde Paragraph hat bekanntlich das zweifelhafte Verdienst, im Konnubium mit der praktischen Judikatur einem höchst seltsamen Wechselbalg das Leben gegeben zu haben, nämlich dem „normalen“ und, wie es scheint, in diesem Normalzustand überaus verletzbaren Scham- und Sittlichkeitsegefühl. Wenn man schon (falls man nicht gerade das Unglück hat, Gerichtsarzt zu sein) bei allen Vorladungen als ärztlicher Sachverständiger nur eine recht gemäßigte Freude zu empfinden pflegt, so genießt man mit noch etwas säuerlicherem Gesicht die zweifelhafte Ehre, als besonders sachverständig auf dem Gebiete des Unzüchtigkeitsparagraphen, in Sachen des verletzten Scham- und Sittlichkeitsefühles, angesehen und berufen zu werden. Es betraf die zu einer cause célèbre aufgebaute, auch in den Zeitungen recht breit getretene und trotzdem vielfach recht mangelhaft und entstellt wiedergegebene Anklage gegen Karl Vanselow, den Herausgeber der „Schönheit“, wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften; und zwar sollte er sich dieser Sünde durch vier in Band IV, Heft 2 seiner Zeitschrift enthaltene Abbildungen, Freilichtaufnahmen männlicher und weiblicher Personen, schuldig gemacht und sich so mit dem elastischen Kautschuk des § 184 in mißliche Berührung gebracht haben. Die Anklage, die ursprünglich auf eine vom Kölner Sittlichkeitsverein ausgegangene Strafanzeige erfolgt war, hatte schon vor Jahresfrist mehrmals die hiesigen Gerichte beschäftigt und wurde nun in fünfstündiger (man denke: fünfständiger) Sitzung vor der Vierten Strafkammer des Landgerichtes I zum zweiten und hoffentlich letzten Mal verhandelt. Eine stattliche Korona von „Sachverständigen“ aus künstlerischen, literarischen und wissenschaftlichen Kreisen war dazu aus den Heerlagern der Anklage und Vertheidigung entboten. Die Herren Sachverständigen verbreiteten sich mit ernstem und wichtigen Mienen darüber, ob die inkriminirten Photographien sittlich oder unsittlich, künstlerisch oder unkünstlerisch seien, ob das Photographiren überhaupt oder wenigstens unter Umständen eine „Kunst“ sei; und so weiter. Sie kamen natürlich, je nach

*) „Wer unzüchtige Schriften, Abbildungen oder Darstellungen verkauft, vertheilt oder sonst verbreitet oder an Orten, welche dem Publikum zugänglich sind, ausstellt oder anschlägt, wird mit Geldstrafe bis zu dreihundert Mark oder mit Gefängniß bis zu sechs Monaten bestraft.“ Späterer Zusatz: „Wer Schriften (und so weiter) welche, ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl gröblich verletzen, einer Person unter sechzehn Jahren gegen Entgelt überläßt oder anbietet, wird mit Gefängniß bis zu sechs Monaten oder mit Geldstrafe bis zu sechshundert Mark bestraft.“

dem Heerlager, aus dem sie stammten, zu diametral entgegengesetzten Ergebnissen und mußten damit auf den als Schönheitareopag konstituirten „Hohen Gerichtshof“ in seltenem Maße erleuchtend und aufklärend wirken. Der Vertreter der Anklage sprach kurz und gut, der Vertheidiger sprach länger und besser und der Angeklagte (was man ihm ja nicht verdenken kann) am Längsten, wenn auch nicht gerade seiner Sache am Förderlichsten. Schließlich ging trotz oder vielleicht wegen des aufgebotenen ungeheuren Apparates die Sache aus wie das als Citat so vielbeliebte Hornberger Schießen. Der Herr Staatsanwalt hielt zwar Anstands halber die Anklage aufrecht, hatte aber den bon sens, sich mit einer Geldbuße von dreißig Silberlingen, vulgo Mark (im vorigen Jahr hatte er es nicht unter fünfzig thun wollen) zufrieden zu erklären. Der Gerichtshof hatte den noch anerkennenswertheren bon sens, nach kurzer Berathung auf Freisprechung zu erkennen und die gewiß nicht unbedeutenden Kosten der Staatskass: aufzuerlegen. Il y a des juges à Berlin!

Während der nur selten durch eine herzerfreuende Thorheit unterbrochenen fünfständigen Langeweile dieser Verhandlungen und während des Nergers über die so sündhaft verschwendete Zeit kamen mir, nicht zum ersten Mal, allerlei kegerische Gedanken als Randglossen zu dem abgehandelten Thema, denen ich, um sie endlich einmal los zu werden und gleichfählende Seelen dafür zu gewinnen, an dieser Stelle Lust machen möchte.

Immer und immer wieder klang in den Verhandlungen als Leitmotiv die Frage, ob und inwiefern (nach der reichsgerichtlichen Fixation des „Unzüchtigen“) die unter Anklage gestellten Bilder geeignet seien, das normale Scham- und Sittlichkeitsgefühl in geschlechtlicher Beziehung zu verletzen, und ob der Angeklagte das Bewußtsein hatte, daß die Bilder geeignet seien, eine solche Wirkung zu üben. Woher beziehen wir das so ohne Weiteres vorausgesetzte normale Scham- und Sittlichkeitsgefühl nun eigentlich? Bei wem finden wir es und wo ist der Maßstab dafür zu entnehmen? Durch den nachträglich durch Novelle vom sechsundzwanzigsten Mai 1900 aufgenommenen Zusatzparagraphen (184a) ist die Sache, wie der Angeklagte selbst mit Recht hervorhob, noch erheblich komplizirter geworden; denn nun kann in Schrift und Bild entweder einfach das Schamgefühl oder es kann Personen unter sechzehn Jahren gegenüber das Schamgefühl gräßlich verletzt oder endlich es kann „das normale Scham- und Sittlichkeitsgefühl in geschlechtlicher Beziehung“ verletzt werden. Ein bedenklicher Klimax! Nun ist schon mit dem sogenannten sexuellen Schamgefühl allein eine recht schwierige Sache. Ich möchte wohl wissen, ob schon jemals ein Richter oder ein Staatsanwalt (eher wohl noch ein Vertheidiger) die klassische Studie von Havelock Ellis „Geschlechtstrieb und Schamgefühl“ (in der vortrefflichen Verdeutschung von Julia E. Kölscher) oder etwas Ähnliches durchstudirt hat; da würde er sich der ganz ungemeinen Schwierig-

keiten dieser so einfach scheinenden Materie erst bewußt zu werden anfangen. Um nur ein Beispiel zu geben: Ellis erklärt, auf ein gewaltiges anthropolgisches Material gestützt, das Schamgefühl als einen psychischen sekundären Geschlechtscharakter des Weibes, als ein unvermeidliches Nebenprodukt der natürlichen aggressiven Haltung des männlichen Wesens und der natürlichen abwehrenden Haltung des weiblichen, die wieder rein in der Periodizität der geschlechtlichen Funktion des Weibes seinen Ursprung findet. Danach hätte der Mann also eigentlich überhaupt von Natur kein sexuelles Schamgefühl; so weit ihm ein solches dennoch zugesprochen werden muß, ist es wesentlich von sozialen Faktoren abhängig, ein Produkt der Civilisation und deshalb auch äußerst variabel. Es dehnt sich scheinbar immer mehr aus, wird aber während dieser Ausdehnung nicht etwa auch intensiver; im Gegenteil: gerade diese Ausdehnung ist ein Zeichen der Schwäche. Und im Ganzen neigt, wie Ellis sehr überzeugend nachweist, die Civilisation dazu, das Schamgefühl unterzuordnen, wenn nicht zu vermindern, und es eher zu einer Tugend als zu einem fundamentalen sozialen Gesetz des Lebens zu machen. Also hier schon, bei dem immer verhältnismäßig einfachen, der biologischen Erklärung und Ableitung zugänglichen sexuellen Schamgefühl, stoßen wir auf Gegensätze bei Weib und Mann, auf Widersprüche und auf unendliche Variabilitäten in Raum und Zeit und sozialer Schichtung und schließlich in den doch auch nicht zu verachtenden und zu ignorirenden Einzelindividuen. Wo bleibt da das „Normale“? Wo bleibt es vollends bei den in so ganz dünner Luft schwebenden „Sittlichkeitsgefühlen“? Uns Kerzten wird ja wohl jeder Wächter und Hüter des § 184 ein schon von Verweh wegen nicht „normales“ Scham- und Sittlichkeitsgefühl zuzusprechen geneigt sein. Aber auch unter den berufenen Wächtern und Hütern selbst scheint keine Einigkeit darüber zu herrschen; sonst hätten ja die Richter der Auffassung des Staatsanwaltes, daß die beanstandeten Bilder geeignet seien, das „normale“ Schamgefühl zu verletzen, sich anschließen müssen. Also auch sie scheinen diese echte, patentirte, normale (der Vertreter der Anklage brauchte auch einmal den Ausdruck „das gewöhnliche“) Scham- und Sittlichkeitsgefühl nicht zu haben; ja, wer hat es denn nun eigentlich? Der Aufforderung Ihrer Durchlaucht der höchstseligen Prinzessin von Ferrara folgend, habe ich mehrfach bei „edlen Frauen“ angefragt, habe ihnen die corpora delicti vorgezeigt und sie um ihre Meinung darüber „interviewt“; konnte es aber bei keiner der Befragten dahin bringen, daß sie an einer der Abbildungen auch nur den geringsten Anstoß nahen. Den „unreifen“ und „ungebildeten“ Personen, um deren Seelenheil man sich immer so besorgt zeigt, habe ich allerdings diese Probe nicht zugemuthet, kann mir aber nicht denken, daß gerade sie als die privilegierten Besitzer des „normalen“ Scham- und Sittlichkeitsgefühles ins Auge gefaßt werden sollten.

Setzen wir nun von der anscheinend hoffnungslosen Frage, wo dieses

Normalgefühl zu finden ist, ab und versuchen wir uns an der praktisch jedenfalls eben so wichtigen Frage, wodurch denn dieses irgendwo in der Welt stekende normale Scham- und Sittlichkeitgefühl in strafwürdiger Weise erregt oder, rechtstechnisch gesprochen, „verletzt“ wird. Hier giebt uns nun die Judikatur des Reichsgerichtes wenigstens einen anerkennenswerthen Fingerzeig, indem sie eine solche Verletzung „in geschlechtlicher Beziehung“ erheischt, um den Thatbestand des „Unzüchtigen“ im Sinn des Paragraphen 184 zu konstituieren. Dieser aufgehobene Richterfinger weist also auf die Geschlechtsphäre, die ja der Ausgangspunkt so vieler Uebel und so vielen Unheils in der Welt ist, und, so weit die bildliche Darstellung in Betracht kommt, vor Allem auf die der männlichen und weiblichen Menschheit bedauerlicher Weise nun einmal anhaftenden, für sie charakteristischen Geschlechtsattribute. Hier ist offenbar im Sinn des Paragraphen 184 in einem gewissen Umfange „Tabu“. Sehen wir nun, wie sich die für „unzüchtig“ befundenen und speziell inkriminirten vier Abbildungen der „Schönheit“ (die einer Preiskonkurrenz von Freilichaufnahmen entstammen) unter den gegebenen Voraussetzungen einzeln verhalten, wie weit und wodurch sie geeignet sind, das „normale Scham- und Sittlichkeitgefühl in geschlechtlicher Beziehung zu verletzen“; ich möchte in gemeinerständlicherer und zugleich der sexualpsychologischen Auffassung mehr angepasster Ausdrucksweise dafür lieber sagen: wie weit sie etwa geeignet sind, erotisch beunruhigend oder aufregend zu wirken.

Da haben wir also als erstes das „Auf der Höhe“ betitelte Bild, die von Herdis Duphorn aufgenommene Photographie eines nackten Mannes, der mit himmelwärts erhobenem Gesicht langsam einen gesenkten Wiesenabhang hinab dem nahen Wald zuschreitet. Die männliche Figur auf diesem Bilde hat, beiläufig gesagt (was aber vielleicht nicht ganz unwichtig ist), kaum fünf Centimeter Höhe; alle Dimensionen sind also Dem entsprechend verkleinert. Natürlich ist der Mann mit den für einen solchen nun einmal unvermeidlichen, übrigens nicht im Geringsten ausdringlich hervortretenden „primären Geschlechtsmerkmalen“ ausgestattet. Diese müssen es also wohl unbedingt sein, die das Vergerniß bringen. Bei wem? Von Männern könnten doch höchstens homosexuelle in Betracht kommen, auf deren Empfinden aber Gesetz und Strafrichter wohl schwerlich so zarte Rücksicht nehmen würden. Also die Frauenwelt? Die Meinungen sind darüber getheilt; der alte Spötter Martial behauptete schon in der den antiken Klassikern erlaubten Kraftsprache, daß selbst große Damen Das, was hier Anstoß geben soll, ganz gern sehen („videntque magnas Matronas quoque mentulam libenter“). Havelock Ellis, der eine ausgedehnte Umfrage über diesen Punkt veranstaltete, kommt zu dem Schluß, daß Frauen im Allgemeinen die männliche Nudität nicht lieben; daß selbst Frauen, denen ästhetisches Empfinden durchaus nicht abgeht, nichts Schönes an der männlichen Gestalt finden und daß manche durch die Nacktheit, sogar beim Gatten

oder Liebhaber, geradezu abgestoßen werden. Wer Frauen in Museen und Ausstellungen bei Betrachtung männlicher Atfiskulpturen und Atfbilder zu sehen Gelegenheit nimmt, muß ihm darin im Allgemeinen beistimmen; freilich pflegen Frauen an solchen Orten vor Augenzeugen den Ausdruck ihrer Empfindungen zu überwachen oder in konventioneller Weise zu maskiren. Immerhin ist wohl die Gefahr, die selbst unvorsichtigen Beschauerinnen der kleinen, düstigen Männerfigur unseres Bildes daraus erwachsen könnte, gering. Ich habe, wie gesagt, mehrfach die Probe gemacht; ausnahmslos mit gänzlich negativem Ergebnis.

Bei den drei übrigen Abbildungen handelt es sich um Photographien weiblicher Figuren. Die erste davon, „Im Mai“, hat den ganz besonderen Jörn eines der Herren Sachverständigen, eines bekannten Literaturprofessors und minder bekannten Literaturdramenverfassers, auf sich gezogen, der sie für objektiv im höchsten Grade unästhetisch erklärte, für diese Behauptung aber den von gegnerischer Seite geforderten Beweis schuldig blieb. Sehen wir uns also diese von anderer Seite besonders belobte Aufnahme (von Behringer) etwas näher an. Es ist eine in Waldlandschaft über einen Steg dahinschreitende entkleidete Frau, in Vorderansicht (die eine ziemlich deutliche Schnürfurche in der Taillengegend erkennen läßt), mit vorangestelltem rechten und zurücktretendem linken Bein (durch die Beinsetzung den Schoß verdeckend), den ausgestreckten rechten Arm auf das Geländer gestützt, mit dem gebogenen linken zwei gepflückte Waldblümchen dem Gesicht nahe führend. Die ganze Haltung erscheint etwas gesucht, posierend; ich kann in das gerade diesem Bilde gespendete Lob nicht mit einstimmen. Aber eben so wenig vermag ich beim besten Willen irgend etwas „Unzüchtiges“, etwas „objektiv Unästhetisches“ daran zu entdecken. Der erwähnte Sachverständige rügt, daß diese im Wald spazirende Schönheit eine sehr moderne Frisur, modernen Gesichtsausdruck und eine Perle (oder, wie er meinte: „Diamantenboutons“) im Ohr habe. Ja, mein Gott, die antiken Nymphen und Dryaden laufen doch heutzutage leider nicht mehr im Wald herum, um sich dem Kodak auszuzeigen, und so müssen wir uns schon mit modernen, modern zugestupften und sogar mit Schnürfurchen versehenen, sonst aber ganz netten Atfmodellen begnügen. Oder soll den Atfphotographien, mindestens den weiblichen, wo möglich der ganzen „nackten Kunst“ wieder einmal der Garaus gemacht werden? Dann erkläre man es gerade heraus: wir Alle würden ja gewiß den unter täuschender Deckflagge betriebenen schwunghaften Handel mit „pikanten Bildern“ lieber heute als morgen beseitigt sehen. Aber so lange Atfphotographien (wie auch dieser Prozeß wieder bestätigte) von Künstlern und Lehrern an Kunstinstituten nicht entbehrt werden können, müssen wir doch darauf hinwirken, gerade solche mit den nöthigen Garantien künstlerischer Werthorufung versehene und vorzugsweise einem engeren, gebildeten Abonnentenkreise zugänglich gemachte Atfbilder von der allgemeinen Ver-

damnig ausgehoben zu sehen. Was nun bei der hier in Rede stehenden Figur „objektiv unfittlich“ sein und das „normale Scham- und Sittlichkeitsgefühl in geschlechtlicher Beziehung verletzen“ soll, ist ganz unerfindlich; es müßte denn (und hier kommen wir auf ein schwer zu umgehendes, aber auch schwer zu erörterndes punctum saliens der erhobenen Anklage) etwa die mit photographischer Treue reproduzierte Behaarung an einer gewissen Stelle des Körpers sein, wo die Natur nun einmal diese Behaarung gewollt oder die fortschreitende und ästhetisirende Kultur sie als vermuthlichen Rest einer ursprünglich weit ausgebreiteteren Behaarung erhalten hat; nach unserem Europäergefühle wenigstens (der Orient denkt und empfindet ja über diesen Punkt zum Theil anders) mit entschiedenem Recht, so daß wir auf diesen ästhetischen Reiz nur sehr ungern und, wie eine tragikomische Episode in Gabriele d'Annunzio's „Il piacere“ veranschaulicht, mit recht schmerzlichem Ergebniß verzichten. Nur aus diesem allerdings bisher immer schamhaft verdeckten „Gefächelpunkt“ könnte ja allenfalls auch das dritte Bild Anstoß erregen, das, wieder von Herdis Dumphorn ausgehoben und „Die Waldfrau“ betitelt, eine weibliche Gestalt, in linker Profilanficht am Ausgang eines Waldes an einen Baum gelehnt und in die Landschaft hinausblickend, vorführt. Es hat sonst wirklich recht wenig Aufregendes; und das Selbe gilt auch von dem vierten Bilde, der Vignette zu einem kleinen phantastischen „Märchen“ von Oskar von Schönfeld: eine weibliche Halbaktfigur, die ihre gelösten Haare lang herabfallen läßt und ihre (nebenbei: sehr mäßige) Busenfülle nur mit Hilfe der am Hinterkopf verschänkten Arme zur Geltung bringen kann. Wo steckt also bei diesen vier Bildern nun das „Unzüchtige“, das „objektiv Unfittliche“, „das Scham- und Sittlichkeitsgefühl Verletzende“ im Sinn des § 184 und seiner Kommentatoren oder auch nur das erotisch Starkketonte und Aufregende? Es ist absolut unauffindbar; und weder der Vertreter der Anklage noch die seiner Auffassung zuneigenden Sachverständigen vermochten darüber irgendwelche annehmbare Erklärung zu liefern. Nun könnte man ja versucht sein, um vielleicht in die Urtiefen des Verständnisses des § 184 hinabzusteigen, den ursprünglich bei seiner Entstehung und Fassung obwaltenden „Motiven“ nachzuforschen, einer Quelle, die vermuthlich hier wie bei anderen Paragraphen des Strafgesetzbuches ergiebig genug sprudelt, aber für den nicht-juristischen Spürsinn doch recht wenig Verlockendes hat. Und auch die Richter selbst pflegen ja auf eine solche Motivforschung gern zu verzichten und begnügen sich damit, die nun einmal vorhandene, wie auch immer zu Stande gekommene Wortfassung mehr oder minder scharfsinnig aus- (und gelegentlich unter-) zulegen. Im Sinn der Anklage nun hat sich, da ja Freisprechung erfolgte, auch diesmal wieder, wie schon bei manchen früheren ähnlichen Gelegenheiten, § 184 in seiner Fassung als eine unzuverlässige, trotz den späteren Zusätzen noch immer allzu stumpfe und leicht ver-

sagende Waffe erwiesen. Wäre es da nicht, nachdem man einmal A und B gesagt hat, am Ende gerathen, auch noch C zu sagen und etwa folgenden, das Gewünschte klar und deutlich aussprechenden Zusatzparagraphen vorzuschlagen:

„Wer Abbildungen des unbekleideten menschlichen Körpers verkauft, vertheilt oder sonst verbreitet (und so weiter) oder Photographien unbekleideter Person anfertigt (und so weiter), wird mit Geldstrafe oder mit Gefängniß bestraft. Währende Umstände sind vorhanden, wenn die Abbildungen den Körper von der Rückseite darstellen; unbedingt straferschwerend ist dagegen die Darstellung des Körpers von der Vorderseite und ganz besonders dann, wenn auch die ‚primären Geschlechtsmerkmale‘ dabei ohne Verhüllung naturgetreu wiedergegeben werden.“

Mit einer solchen oder ähnlichen Fassung wäre doch Demunzianten, Staatsanwälten, Richtern, Verteidigern, Sachverständigen die Arbeit ungemein erleichtert. Jeder wüßte genau, woran er ist, und brauchte nicht mehr unter dem Damoklesschwert des „Unzüchtigen“, „objektio Unsitlichen“, „das normale Scham- und Sittlichkeitgefühl in geschlechtlicher Beziehung Verletzenden“ zu zittern; und auch die schon zum Ueberdruß breitgetretene Diskussion über das „Nackte in der Kunst“, über die Grenzen zwischen Dem, was erlaubt ist, und Dem, was gefällt, könnte endlich einmal geschlossen, Gedanken wie diese brauchten nicht mehr gedacht, geschweige denn niedergeschrieben und gedruckt zu werden. Und wir lebten in einem schönen, glücklichen, von staatlicher Autorität wohl behüteten Sittlichkeitparadies. Mit einem ähnlichen Ufas soll ja der Stadthauptmann von Petersburg im Interesse der seinem Schutze unterstellten öffentlichen Moralität kürzlich vorgegangen sein.

So weit war ich gekommen, als der endliche Schluß der Verhandlungen mich aus meinen Träumereien erweckte und in die profane Wirklichkeit zurückversetzte. Von einem Ortskundigen dieser neuen, weitausgedehnten Rechtsprechungsstätte geführt, stieg der (in jeder Beziehung ansehnliche) Trupp meiner Mitsachverständigen nebst mir in die tiefsten Verliege des Riesengebäudes hinab, um den objektio bewertheten Lohn unserer fünfstündigen „Mühwaltung“ dort zu empfangen. Als ich nach etwa halbstündiger rechenkünstlerischer Anstrengung des über die späte Nachmittagsstunde verdrossenen Beamten die auf Grund des Gesetzes vom neunten März 1872 und der Verordnung vom siebenzehnten September 1876 mir als „Medizinalperson“ zukommende „Vergütung“ von neun Mark ausgezahlt erhielt (während die Entlohnung der nichtärztlichen Sachverständigen auf Grund der Gebührenordnung vom dreißigsten Juni 1878 um einige Mark höher ausfiel), hatte ich über die Bewerthung künstlerischer und wissenschaftlicher Sachverständigenleistungen im preussischen Staat noch einen letzten Gedanken, den ich aber glücklicher Weise im Getöse der Aufbrechenden und von einander Abschied Nehmenden nicht bis zu Ende zu denken vermochte . . .

Professor Dr. Albert Guleburg.

Schulspeisung.

Die Frage der Schulspeisung in ihrer grundsätzlichen Bedeutung und bisherigen nationalen Gestaltung behandelt meine Schrift: „Schule und Brot“. Hier sei ein Rahlbild in die berliner Verhältnisse gegeben.

Vorausgeschickt ist, daß Paris jährlich 120 000 Francs, Wien 80 000 Kronen, das large Rom selbst 18 000 Lire für Schüler-Mittagskost ausgiebt. In Deutschland, unweit den Thoren Berlins, unterstützt Hamburg mit 12 000 Mark die freiwillige Fürsorge. Viel mehr leistet das gradlinig übersichtliche Mannheim: rund 21 000 Mark läßt es sich sein auch städtisch verwaltetes Frühstück kosten.

Und Berlin? Nicht viel über 13 000 Mark werden in der Reichshauptstadt mit ihren weiten Wegen, ihrem Massenelend und allen Großstadt-Verwicklungen für den Morgenimbis bedürftiger Volksschüler aufgewandt. Wobei die Stadt mit 3000 Mark theilhaftig, die Verwaltung „dem Verein zur Speisung armer Kinder und Rothleidender“ überlassen ist. Die selbe Summe giebt sie dem „Verein für Kindervolkstüchen“. Im Winter 1905/06 hat er in 14 Küchen rund 538 000 Portionen (daron über vier Fünftel unentgeltlich) zu 43 000 Mark vertheilt.

Man prüfe nachsinnlich diese Angaben. Auch ohne viel Sachkenntniß bestreben sie. Mag man vom Ausland absehen. Aber Mannheim? Was dort noththut: sollte Das nicht für Berlin eben so dringlich, ja, noch dringlicher sein? Der Magistrat hat sich, scheint es, diese Frage nicht gestellt. Beruhigt sich dabei, daß die Vereine im Durchschnitt jährlich etwa 11 bis 16 000 Schüler morgens oder mittags befristigen. Wie viele müssen (zunächst) ohne ausreichenden Morgenimbis der Schulpflicht genügen? Man schätzt 3 bis 4000. In drei Schulen Nordberlins, berichten die Schulärzte, bleiben 7 bis 9 Prozent der Schüler völlig nüchtern oder erhalten nur Kaffee; 70 bis 74 Prozent Kaffee und etwas Weißbrot; nur 11 bis 23 Prozent die dem Kinde zukommliche Nahrung: Milch oder Suppe mit Zukost. Die einem anderen Bezirk für Frühstück zugewandte Summe von 30 bis 90 Mark wird für „durchaus unzureichend“ erklärt. An dritter Stelle ergänzte der Arzt den Fehlbetrag auf privatem Wege: Alle armen und kränklichen Kinder erhielten warmes Frühstück. „Der Erfolg war vorzüglich. Kinder, die vorher müde und theilnahmelos dasagen, lebten auf und wurden rege, gewannen ein besseres Aussehen. Leider war die Einrichtung nicht überall durchführbar, weil entweder die nöthigen Räumlichkeiten fehlten oder der Schuldiener sich als ungeeignet erwies oder sich ablehnend verhielt.“ An solchen Nebenumständen kann also die ärztliche Anordnung scheitern. Von Schuldieners Gnaden das Wohl der Schüler, der Erfolg des Unterrichtes abhängen. Vielfach liege nicht Armuth vor. Faulheit

der Mütter oder frühe Erwerbsarbeit (Ausstragen von Backwaare, Zeitungen und Aehnliches) hindern die zeitige Frühstücksbereitung.

Die Ursachen mögen verschieden sein; die Folgen sind überall gleich: drei Prozent aller Schüler sind kränklich. Weil sie schlecht genährt sind. Der ungenügende Gesundheitszustand der Großstadtkinder macht sich später wieder geltend bei der Aushebung zum Militär. Sinkt doch die Tauglichkeitsziffer „in dem vorwiegend ländlichen, aber mit einer Dreimillionsstadt gesegneten Bezirk des Dritten Armecorps auf 41, in dieser selbst auf 33 vom Hundert.“ Wichtigter noch als die Freiluft-Behandlung sei, so sagen die Aerzte, für kränkliche Schüler die bessere Ernährung. Eine allgemein durchgeführte Speisung ist nach schulärztlicher Ansicht besonders für die Schwächlichen und oft vernachlässigten Zöglinge der Nebenklassen wünschenswerth.

Fehlt am Frühstück, so ist Schmalhans meist auch den Tag über Küchenmeister. Das lehren die Erhebungen des Vereins für Kinderwolkstüchen. Danach kochen 3000 berliner Familien mit 10 000 Kindern mittags überhaupt nicht. Die Vereinsmittel reichen für 3 bis 4000. Nur einem Drittel ist im Winter täglich eine nahrhafte Suppe, einmal wöchentlich auch Fleisch geschert.

Noch bei dem wachsten Mißtrauen im Einzelnen, bei Veranschlagung lägnerischer oder übertriebener Angaben weit über das gewöhnliche Maß hinaus bleiben die vielfach von den Lehrern ausgeführten, oft mit häuelichen Recherchen verbundenen Erhebungen eine schwere Anklage. Hier ist der Hunger gleichsam unter öffentlicher Ueberwachung. Sieht auf den Bänken der Staatsschule. Greifen wir die Ergebnisse für sechs Küchen heraus. Triibe Großstadtbilder entrollen sich. Rund 16 100 Familien mit Schülern, für die Speisung erbeten ward. Ihrer 1020 schwächlich oder kränklich (blutarm, steofulös, an Nieren, Herz oder Lungen leidend), zum Theil in unmittelbarer Folge von Unterernährung. Gabs doch daheim zu Mittag Kaffer, trockenes Brot, Schmalz- oder Butterstulle, wenns hoch kam, Mehlsuppen und Gemüse; Fleisch fast nie oder nur am Sonntag. Es kommt vor, daß sogar die Kochgelegenheit fehlt. Unter diesen 16 100 Familien sind 450 Witwen, 213 verlassene und geschiedene (27) Frauen: Heimarbeiterinnen, Näherinnen namentlich, Händlerinnen, Wasche, Plätt-, Puffrauen, Austrägerinnen, auch Fabrikarbeiterinnen (Tabakindustrie, Lumpensortirerei). Man kennt ihre Einnahmen, die traditionell am Einzelbedarf, nicht, wie beim Mann, am Familienunterhalt, ihre Mindestgrenze finden. Uneheliche Mütter sind nur 26 angegeben. Doch sind manche Kinder bei bedürftigen Pflegeeltern oder den meist verwitweten oder invaliden Großmüttern untergebracht. 356 Väter krank; oft die Mütter; oft beide Eltern. Die Uebrigen in der Mehrzahl zeitweilig arbeitslos mit geringem oder unregelmäßigem Aus- hilfsverdienst. Andere mit ständigen Wochenlöhnen von 15 bis zu 27 Mark bei 4, 5, 8, 10 Kindern. Bald auswärts arbeitende Mütter, bald verwitwete

Väter. Auch Sträflinge darunter. Gelegentlich heißt es: „Vater trinkt, giebt kein Geld, kümmert sich nicht um die Familie.“ Untüchtigkeit, Arbeitscheu, Pflichtvergessenheit seien veranschlagt. Aber man bedenke, daß bei Familien, die von der Hand in den Mund leben, jeder Schritt vom Wege, wie jeder Unglücksfall, jede unerwartete Ausgabe, oft ein bloßer Umzug, in Schulden und Noth stürzen kann. Im Großen und Ganzen scheint graue Sorge so undurchdringlich zu lasten, daß Alles unter ihrem Gewicht erdrückt wird, was in das Reich selbstbewußter Verantwortlichkeit gehört. Hier nur einige Stichproben:

Vater in der Irrenanstalt. Mutter verdient 10 Mark monatlich mit Frühstücksaustragen. 5 Kinder. Pflegegeld. Mittags giebt's Brot. Der Lehrer bemerkt: im Interesse des sehr schwächlichen Schülers möglichst lange Speisung erwünscht.

Vater blind. Mutter 7 Mark wöchentlich. 20 Mark Armengeld monatlich. 2 Kinder; 3 und 10 Jahre.

Mutter krank. Vater 18 Mark wöchentlich. 15 Mark Unterstützung monatlich. 5 Kinder; 4 schulpflichtig. Vater kocht, so gut es geht.

Vater Schlächter (zeitweilig arbeitslos), verdient anderweitig 10 bis 12 Mark wöchentlich. 6 Kinder; 2 bis 13 Jahre. Die Noth so groß, daß der Knabe in der Schule die Brotreste sammelte. Die Leute gefanden es nicht ein, aber es war Thatsache.

Vater 20 Mark wöchentlich, Mutter 10 Mark. 10 Kinder von 2 Wochen bis 16 Jahre. Schüler schwächlich.

Mutter geschieden. 5 Kinder; 6 bis 13 Jahre. Schüler herzkrank. 35 Mark Armengeld, davon 17 Mark für Mische. Dachwohnung.

Witwe; krank. 4,50 Mark Krankengeld wöchentlich. 2 Kinder; eins 17 Jahre und ein Schulkind, das, nach Aussage des Arztes, halb verhungert ist.

Der Lehrer bittet für 3 Schüler, die mittags Schmalzbrot, oft nichts erhalten. Die Eltern kümmern sich nicht um die Kinder.

Nur ein Theil der 10 000 Kinder, welche die Gesamterhebung zählt, sind im schulpflichtigen Alter. Trotzdem erfährt sie sicher nicht alle ungespeisten Schüler. Sie beruht auf 3000 eingelaufenen Bittgesuchen. Unberechenbar, wie viele Familien sich aus diesem oder jenem Grund nicht melden. Sollten in Berlin nicht mehr als 10 000 Schüler ohne warme Mittagkost bleiben, während Paris rund 142 700 täglich speist? Mag unser Armenwesen das französische übertreffen. Das berührt kaum die Nothwendigkeit der Schulspeisung. Nicht armenpflegerische, sondern pädagogische Gesichtspunkte sind hier maßgebend. Die Armenpflege aber muß farg und streng verfahren, kann grundsätzlich nur das Leben fristen. Und wie erklärt es sich, daß Hamburg 12 000 Mark städtischer Gelder für Mittagkost zahlt? Daß die von Mannheim und Hannover allein für Milchfrühstück ausgeworfenen Summen die berliner Zuschüsse für Früh- und Mittagkost übersteigen?

Der Vorstand der Kindervolksschulen erklärt in einer Eingabe an den Magistrat, daß ein privater Verein die Aufgabe unmöglich bewältigen könne,

und ersucht um einen Jahresbeitrag von 20 000 Mark. Auch bei Gewährung dieser Summe bliebe Berlin noch weit hinter Paris und auch hinter Wien zurück. Und die Vereine würden nach wie vor durch das Fehlen amtlicher Befugnisse behindert sein. Sie sind machtlos gegenüber verklumpten Eltern. Alle Unzulänglichkeiten und Gefahren der freien Liebesthätigkeit treten um so schroffer hervor, als es sich hier nicht um Armenpflege, sondern um Schulpflege handelt. Um die logische Folgerung des Schulzwanges. Um eine öffentlich-rechtliche Aufgabe. Die Vereinskkräfte können im öffentlichen Dienst thätig bleiben. Aber durch lediglich private Hilfeleistung muß die Schulpeisung in ihrer Wesenheit beeinträchtigt werden.

Tropdem führt man gegen ihre öffentliche Regelung die rothe Gefahr ins Feld. Führt das ganze schwere Geschütz des Zukunftsstaates auf gegen ein System, das sich im Einzelnen schon bewährt hat. Freilich: „Jeder nennt Das sozialistisch, was ihm unangenehm ist.“ (Vismard.) Und unangenehm, höchst unangenehm ist Alles, was an den Säckel des Staates, der Gemeinde, des Steuerzahlers rühren will.

Hungernde oder schlecht genährte Kinder sitzen in der Schule, der Staatsschule. Das bestreitet Niemand. Doch man will ihre Beköstigung der freien Liebesthätigkeit belassen. Auf gut Glück soll eine ernste öffentliche Pflicht durch spätkliche Mitgliederbeiträge, Kollekten, Bazare, Kinderhilfsstage und andere halb wicelich pharisaische, halb lächerliche Veranstaltungen erfüllt werden. Inzwischen häuft sich in zwingender Fülle Material, das zum Handeln drängt. Auf dem Lande wie in der Stadt. Sei es im Hinblick auf örtliche und gewerbliche Verhältnisse (weite Schulwege, Fabrikarbeit der Mütter) oder auf unmittelbare Nothlagen. Kaffee, sagt Bittmann in seiner ausgezeichneten Monographie über die badische Hausindustrie, wurde in einzelnen Fällen als Grundlage aller Mahlzeiten vermerkt. Für manche arme und kinderreiche Familien ist Fleisch ein seltener Genuß. Kartoffellöße sind die Hauptnahrung der oberfränkischen Hausweber. (Dentschrift über die Heimarbeit in Bayern, 1907.) In den Landdistrikten Oberbayerns, theilt Pfarrer Weiß in der Zeitschrift Charitas mit, erhalten viele Schüler 7 Jahre hindurch, auch in der rauhesten Jahreszeit, während 10 bis 12 Stunden nur hartes Brot und kaltes Wasser. Die Ernährung hausindustrieller Kreise Elsaß-Lothringens, in denen Kinderarbeit im Schwung ist, besteht aus Brot, Kartoffeln, Kaffee und Schnaps.

Auf dem Zweiten Internationalen Kongreß für Schulhygiene ward Aufklärung der Jugend über die Schädlichkeit der Genußgiste, Alkohol, Kaffeein und Nikotin und über die besten Ersatzmittel gefordert. Für einen großen Theil der Volksschulkinder wird die Gewährung solcher Ersatzmittel die einzig wirksame Aufklärung sein. „Wie die Militärverwaltung für die Gesundheit der Soldaten sorgt, so muß die Unterrichtsverwaltung für die Gesundheit der

Kinder sorgen.“ Auch dies Wort erklang auf dem Kongress. Der es sprach, war der offizielle Vertreter der preussischen Regierung, Geheimer Obermedizinalrath Dr. Kirchner aus Berlin. Erkennt die Unterrichtsverwaltung es als Pflicht, ihre kindlichen Rekruten für den Schuldienst tauglich zu erhalten, so banne sie in erster Linie den Nahrungsmangel aus der Schule. Bringe Lehr- und Nährstoff, die staatlich geforderten Elementarkenntnisse mit den Elementaranforderungen des Körpers in Einklang. Berlin, sagen wir, beweist schlagend, daß die Speisung bedürftiger Schüler dem Zufall kommunaler oder privater Entscheidung und Fähigkeit nicht überlassen bleiben kann. Aber die Reichshauptstadt muß dem Gesetzgeber vorarbeiten. Sie geht voran mit der Säuglingspflege. Will sie die Säuglingssterblichkeit mindern, damit eine unterste Elternschicht, alleinstehende Frauen namentlich, ihrer Aufgabe noch weniger gewachsen sei als heute? Ein noch größerer Bruchtheil zum Bodensatz der Gesellschaft wird?

Der berliner Verein, der die Lücke zwischen Schulzwang und Nährpflicht auszufüllen sucht, kommt Jahr vor Jahr vergeblich um angemessene städtische Unterstützung ein. Ist man mit seiner Leistung zufrieden, so erscheint die Nothwendigkeit unbegreiflich. Ist man unzufrieden? Dann wäre es Pflicht der Stadtväter, einzugreifen, statt die Vereinsthätigkeit durch einen (sei es noch so geringen) städtischen Beitrag zu legalisiren. Längst ward die berliner Behörde zu gründlicher Prüfung der Schulspeise-Frage aufgefordert. Sie unterblieb. So lange amtliche Erhebungen fehlen und das Material des Volksküchenvereins unwiderlegt bleibt, muß mit diesem Material gerechnet werden. In der harten Sprache der Thatfachen ruft es dem berliner Magistrat zu: *J'accuse!*

Helene Simon.



Der kleine Spiegel.

Als ich Dich zum letzten Mal sah,
 hast Du mir einen Spiegel geschenkt.
 Ich bin mir immer, immer bin ich mir da
 und vor Dich sind mir schwere Berge gedrängt!

Untern alten Baum sitz' ich lang;
 kleiner Sonnentropfen gedämpften Glanz
 gönnt er dem schlichten Tisch; und ich fang'
 einen im Spiegel und fülle mein Aug damit ganz.

Wien.

Max Meil.



Pfitzner im Exil.

Hans Pfitzner zieht wieder einmal um. Er hat eingesehen, daß ihm in Berlin „sein Weizen nicht blüht“, und er geht mit neuen Hoffnungen nach München, wo seine „Rose vom Liebesgarten“ zwölfmal gegeben wurde und wo man eine Musikgesellschaft in seinem Interesse gegründet hat. Berliner Journalisten haben ihn schnell noch interviewt; denn das Publikum hört ganz gern was von Pfitzner. Es fehlt nicht viel, so leistet sich Einer den Wig: Das Publikum hört sehr gern was von Hans Pfitzner, nur nicht seine Opern . . . Unterdessen ist er beinahe vierzig alt geworden, befißt vielleicht die Resignation eines Sechzigjährigen und daneben doch auch die Illusionen eines Zwanzigers. Zieht nun nach München, wo ihm der Himmel voll Weizen hängt bis zu dem Augenblick, da ihn die Realitäten des Daseins wieder in ihre Mitte nehmen.

Was liegt im Grunde daran, wird Mancher fragen, ob Pfitzner in Berlin oder in München wohnt? „Wenn mans so hört, möchte leidlich scheinen, steht aber doch immer schief darum“. An und für sich ist es natürlich recht gleichgiltig, ob Pfitzner in Berlin oder in München komponirt. Nur fragt sich: Verbesseret er die Möglichkeiten des Schaffens, wenn er nach München übersiedelt? Findet er dort eine auskömmliche Existenz und eine Position, die seinen Fähigkeiten und seiner Bedeutung entspricht? In Berlin wirkte er als Lehrer am Sternschen Konservatorium; in München soll er die sechs Abonnementskonzerte der neuen Musikgesellschaft dirigiren. Wer bürgt aber dafür, daß diese neue Gesellschaft Erfolg hat? Im Berliner Hörrencourier fragte ein Musikfreund: Kann denn wirklich eine Weltstadt wie Berlin einem Künstler von dem Ruf und von der Bedeutung Pfitzners nicht eine Existenzmöglichkeit bieten? Findet sich denn in dem ganzen großen Berlin nicht ein Posten oder Pöschchen, das für Pfitzner geeignet wäre, außer der doch wohl nur unwilligen Lehrthätigkeit am Sternschen Konservatorium?

Dit wird in Zeitschriften und Zeitungen an die materiellen Nöthe erinnert, denen berühmte gewordene Künstler ausgesetzt waren. Bei jeder Gelegenheit wird gleichsam das öffentliche Gewissen geschärft, wird die christliche Nächstenliebe und das Märcenatenthum aufgerufen, aber Gedanken und Gefühle scheinen wie festgebannt ins Papier, es bleibt bei sentimentalen Erinnerungen und Betrachtungen und nur ein verschwindender Bruchtheil von ihnen setzt sich in die That um. Wer von denen, die sich durch die Erzählung von Wagners oder Hugo Wolfs verkümmerten Jugendjahren rühren lassen, greift in die Tasche, um einem von ihm verehrten Künstler der Gegenwart das Leben erträglicher zu machen? In unserer den äußeren Genuß so hoch bewertenden Zeit sind die Wesendoms selten. Und in vielen Fällen spreizt sich eine plumpe Gönnerschaft, wo feinsinnige Protektion nöthig wäre. Denn mit Geld und Geldeswerth ist ja nicht gethan. Das Wesen des wahren Protektors besteht in der Kunst, die Hilfe so zu gewähren, daß im Künstler nie die Furcht entstehen kann, an persönliche Unabhängigkeit einzubüßen oder gar ein Almosen anzunehmen. Sind diese Patrone ausgestorben?

Nur der völlig materiell gesinnte, geistig beschränkte Mensch kann auf den Gedanken kommen, die Wohlthaten eines kunstbegeisterten Mannes als Bettelgeschenk zu werthen. Nur ein grober Kopf wird die Dinge so auffassen. Warum darf sich nicht mit Jaß der Künstler der selben Vergünstigungen erfreuen, die einem Ange-

stellten des Staates zur Ehre gereichen? Kein Mensch findet Etwas dabei, wenn einem Forscher für bestimmte Zwecke ein Stipendium verlehnen wird. Im Gegentheil: man sieht darin eine Befähigung seines Werthes, eine rühmliche Auszeichnung. Kein Mensch mißgünst dem emeritirten Staatsbeamten die Pension. Und doch liegt auch in diesem Verhalten des Staates eine Art Hönnerkchaft, die sich sogar auf die Familienglieder des aus dem Leben Geschiedenen erstreckt.

Ein Mann von der Begabung und anerkannten sittlichen Reinheit Pfitzners müßte in die Lage gebracht werden, frei und unabhängig zu schaffen, ohne sich um den Quarf des Alltages kümmern zu müssen. Wenn nicht von Staates wegen, dann durch private Fürsorge. Der Staat kann nicht Hypotheken auf künstlerische Talente geben; er hält sich an das nachweisbar Geleistete. Aber eine Vereinerung Einzelner könnte hier viel wirken. Warum begnügen sich die Tonkünstler, die es zu Reichthum gebracht haben, damit, Pfitzners objektive künstlerische Bedeutung hervorzuheben? Warum vereinigen sie sich nicht, ein Jeder mit einer relativ geringen Summe, zur Gründung eines Pfitzner-Stipendiums? Wie leicht wäre einem hochbegabten Künstler wenigstens für einige Jahre die Möglichkeit zu bieten, ganz seinen Ideen und Entwürfen zu leben! Ein solches Stipendium müßte ihn schon deshalb spornen und einen günstigen Einfluß auf ihn üben, weil ihm damit von berufensfester Seite die wärmste Antheilnahme an seinem Schaffen bezeugt würde.

Pfitzner mußte eins seiner letzten Klavierwerke einem Verleger umsonst geben, um es überhaupt gedruckt zu sehen. Man denke sich in die Seelenstimmung eines Künstlers hinein, der mit einem neuen Werk gleichsam haustren gehen muß, während seine Oper („Die Rose vom Liebesgarten“) in Wien zwanzigmal, in München zwölfmal gegeben wird. Wäre Hans Pfitzner ein eben so starker Rechner wie Künstler (nur einer unserer berühmten Tonsetzer darf sich dessen „rühmen“), dann würde er aus diesen künstlerischen Erfolgen wohl Kapital zu schlagen wissen. Aber ich irre gewiß nicht, wenn ich annehme, daß auch die „Rose vom Liebesgarten“ Herrn Pfitzner nicht die materiellen Erfolge bringt, die sie bringen würde, wenn ihr Komponist zufällig Richard Strauß hieße. Paul Nikolaus Cosmann, der Sohn des bekannten vortrefflichen frankfurter Cellisten, erzählt in seiner (leider allzu subjektiven) biographischen Skizze das folgende Erlebnis, das die Weltfremdheit Pfitzners erkennen lehrt. Es war in Mainz. Pfitzner hatte zufällig einmal Geld. Ein Freund rieth ihm, es einer Bank zur Aufbewahrung zu geben, aber Pfitzner that es nicht. Bald stellte sich heraus, daß der Rath sehr gut gewesen war, denn als Pfitzner eines Tages die Geldscheine in seiner Wohnung suchte, fand er sie nicht mehr. In einem unerschlossenen Koffer, der im Theater fand, wurden sie entdeckt. Was aber antwortete Pfitzner dem Rathgeber? Das Geld bei einer Bank zu deponiren, habe doch keinen Sinn. „Ja, wenn es tausend Mark wären, so daß ich von den Zinsen leben könnte!“ Das wird Rancher zum Lachen finden. Rancher auch zum Weinen.

Was Hermann Kreyßmar in seinen „Musikalischen Zeitfragen“ über die Erwerbsverhältnisse der Tonkünstler sagt, trifft auch für Hans Pfitzner zu. Kreyßmar betont das Mißverhältniß zwischen Leistung und äußerem Ertrag in der Musik und sagt sehr richtig, daß ein etwas unpraktischer, träumerischer Sinn von den meisten musikalischen Naturen ungetrennlich sei, daß sich Talent und Weltflughheit nur selten verbünden. Er weist darauf hin, daß heutzutage die Möglichkeit für den schaffenden Künstler, seine Werke an den Mann zu bringen, viel geringer sei als

in einer Zeit, da jeder Hof seine eigene Opern, Symphonien, Konzerte, jede Bürgerfamilie für ihre Freuden- und Trauertage Motetten und Lieder nach ihrem Sinn verlangte. Heute würde Haendel keine Tebeums, keine Begräbnißhymnen, keine Krönungantems, Bach keine Nothwahlkantaten, keine Glückwunschdramen, keine Traueroben mehr zu schreiben haben. Die Gelegenheitskomposition hat alle Bedeutung verloren. Der einzige Auftraggeber oder Abnehmer ist heute der Verleger. Das Los großer Komponisten ist so unsicher wie das großer Philosophen und mit der besonderen Schwierigkeit belastet, überhaupt zu Gehör zu kommen.* Und auch über den Mangel des Maecenatenthums, unter dem das ganze moderne Musikwesen (und überhaupt die Künste) zu leiden hat, klagt Kreischmar. Wer in älterer Zeit sich auszeichnete, Den nahm unfehlbar ein hoher Herr in seinen Schutz, gab ihm in seiner Nähe einen Ehrenplatz und eine mindestens sorgensfreie Stellung.

Auch unter der besonderen Schwierigkeit, von der Kreischmar spricht, hat Pfitzer zu leiden. Sein „Armer Heinrich“ freilich ist nach Hängen und Bürgen an der Berliner Hofoper endlich zur Aufführung gekommen und hat es glücklich auf drei Abende gebracht. Aber die „Rose vom Liebesgarten“ hat Pfitzer in Berlin bis heute noch nicht anzubringen vermocht. Nun gebe ich gern zu, daß Pfitzers musikalische Art nicht Jedermann zusagen wird. Ich selbst sehe seine Schöpfungen ziemlich kritisch an. Aber sie sind persönlich und bedeutend. Und darum darf man ihnen nicht das Gehör verweigern. Wer aber kümmert sich um Pfitzer? Seine Lieder werden kaum je öffentlich gesungen, sein vortreffliches witziges Scherzop für Orchester wird fast nie aufgeführt, seine Musik zum „Fest auf Solthaus“ wurde mit unzureichenden Mitteln vorgetragen. Die Theaterdirektoren, die mit der „Salome“ Geschäfte machen, versichern allen Ernstes, das Publikum wolle von dem „Dis-harmoniker“ Pfitzer nichts hören. Das klingt ungläublich. Wie Einer mit seinem persönlichen Geschmak zu Pfitzer steht, ist seine Sache. Sicher ist nur, daß die Musik dieses Künstlers gehört zu werden verdient. Wenn er morgen stirbe, würde übermorgen die Jagd nach seinen Werken beginnen und die Pietät würde die größten Worte suchen und finden. Mir scheint, daß auch das Recht des Lebenden Beachtung verdient. Einem Mann, der so Beträchtliches geleistet hat wie Pfitzer, der so viel kann und so arbeitjam ist, muß in der Hauptstadt des Reiches eine Wirkensstätte zu erschließen sein, die ihn vor harter Alltagsnoth bewahrt. Ein solcher Mann darf sich nicht überall, wo er sein Zelt aufschlägt, fühlen, als sei er im Exil.

Pfitzer hats nicht nur in Berlin versucht. Auch in München war er schon einmal. In Mainz wirkte er, um seinen „Armen Heinrich“ durchzubringen, als vierter Kapellmeister am Theater. Nun fühlt er sich auch aus Berlin vertrieben, wo die Zahl der Möglichkeiten doch die relativ größte ist. Vielleicht gelingt es ihm (mit der Hilfe der Pfitzergemeinde), in Straßburg jetzt endlich festen Fuß zu fassen. Vielleicht auch nicht. Die Thatfache aber, daß ein nahezu vierzigjähriger Künstler von der Bedeutung Pfitzers sich um den Alltag plagen muß, daß er nicht Halt noch Heim finden kann, ist wahrhaft betäubend. Mag er zunächst nach München übersiedeln. Nur sollte man ihm den Weg ebnen, damit er sich nicht im Gestrüpp verirrt. An Lob und Verehrung hat es ihm nicht gefehlt, wohl aber an thatkräftiger Förderung. Sollen wir wieder sehen, wie ein hochbegabter und erprobter Künstler vor der Zeit altert und in unfreier Enge erlahmt?

Hohenkirchenhausen.

Paul Bichorlich.

Die Automaten.*)

München ist im vorigen Jahre um eine Sehenswürdigkeit ärmer geworden. Die beiden Pinakotheken stehen noch, die Schack-Galerie ist noch auf ihrem Platz, dem Glaspalast hat Niemand was zu Leid gethan und, last not least, wie Freund Schmod sagen würde, das Hofbräuhaus ist nicht in die Luft geflogen. Und doch war auch die verlorene Sehenswürdigkeit eine Stätte, an der sich eben so viel Volk eben so harmlos und dumm herumtummelte, ein Ort, der mir immer wie eine prompte Antwort auf die Frage nach der „Kunst fürs Volk“, nach ästhetischer Erziehung vorkam und zu dem ich in einem eigenthümlichen persönlichen Verhältnis stand. Ich meine ein automatisches Restaurant an der Bayerstraße. Es brannte im vergangenen Herbst aus. Bei Nacht. Man weiß nicht, ob durch Kurzschluß oder durch Brandstiftung; oder ob noch höhere Mächte im Spiel waren? Man erfährt nur (durch die Zeitungen erfährt mans und selbst der Reporter hat wohl eine Thräne im Auge gehabt, als er niederschrieb), daß das große, buntbemalte Riesenorchestron, das eine Kapelle von sechzig Mann ersetzte, mitten in dem Flammenmeer plötzlich loschmetterte und spielte, spielte, bis seine Pfeifen und Walzen Stück vor Stück unter gellenden Dissonanzen in die Gluth hinabbröckelten.

Am anderen Tage besuchte ich gegen zehn Pfennige Entree die Brandstätte dieses Ortes, der mir, so lange ich hier bin, ein Stück Innenleben bedeutet hatte. Es herrschte ein diabolischer Brandgeruch und ich sah Szenen in dem Raum, wo einfache Leute aus dem Volk unter Schauern erbebten, wie sonst nur Dichter. Szenen, die man sonst auf keinem Kriegsschauplatz, in keinem Spital, in keiner Morgue so reichlich für zehn Pfennige geboten bekommt. Ich werde sie zu schildern versuchen, sobald ich das Etablissement, wie es vor der Katastrophe da stand, mir wieder vor's Auge gerufen habe.

Der eigentliche Restaurationraum war ein weites Viereck voll weißer, bleicher Marmortische und niederer, rothsammetener Sesseln. Die Devise „Bediene Dich selbst“ stand über der Thür, die eine eng eingeknopfte, starre Portier-Mumie behütete. Alle Wände waren prächtige Fassaden aus Spiegelglas, blichem Messing und Reusilber. Aus leuchtenden Trahnen flossen die Viqueurs, die Biere und jene „Weine“, die so süß sind wie das morsche, lau-feuchte Watte ähnliche Kopfwel, das sie dem Loxen anhängen, der sie trinkt. Du konntest Dir sogar Kaffee und heißen Punsch selbst zapfen. Und die Kaviar-Brötchen, die Semmelscheiben mit Lachs, Schinken und Oelfarbdinen kann ich Dir empfehlen, nachts zwischen Zwei und Drei, wenn der Heißhunger Deinen Bauch zu einem grollenden dunklen Gewölbe macht, das sein Verlangen nach Füllung durch die zitternden weißen Nervenadern wie durch Telephondrähte zum Gehirn meldet.

Stets lag hier über den Köpfen eine dicke, graue Rauchwolke, von allen Tabaksorten, die im Handel sind, und junge Kaufleute, die ihre biedereren deutschen Physiognomien verwünschen mochten, suchten sich als echte Yankee zu fühlen, wenn sie mit gekreuzten Beinen an einem Pfeiler lehnten, den steifen Hut im Venick, die eine Hand in der Hosentasche und in der anderen das Liqueurglas. Von allen

*) Aus dem Stizzenbände „Die Schrittmacher und Anderes“, der in diesen Tagen bei H. Piper & Co. in München erscheint und ein kräftiges Erzählertalent einführt.

Lischen flog Lärm, Lachen und Gespräch wie ein schwüles, unsinnig-buntes Chaos, das nur ein schöpferischer Schrei hätte zur Ruhe bringen können.

Hier waren immer sehr viele Frauen, denn hier hatte die pandemische Aphrodite ihren großen Markt und sandte Abend vor Abend spukhafte, toll kostümierte Existenzen. Ein Gewoge von Augen, Lippen und Händen, ein Geschlebe von Fleisch, ein Gemenge von Organen und ein Geschwirr von Seelen, das mir oft war, als sei ich auf einer polynesischen Kunstgewerbe-Ausstellung, umgeben von den grellbunten, aberwitzig-verschönderten Ornamentsymbolen jener Völker, bei denen zwischen Trieb und Geist schon längst die modernsten Filzjüge verkehrten, ehe wir Kulturmenschen nur überhaupt unser Wischen begrifflich-abstraktes Patroer erfunden hatten. Kellner lebten umher in weißen Jacken und mancher von ihnen hatte einen Schnurrbart, der wie aus lauter einzelnen Haaren eingesetzt schien.

Ein Sekt-Buffett befand sich an der einen Quertwand und schien wie der Hochaltar in dieser wunderlichen Kirche menschlicher Lebensgier. Es war ein weitläufiger Aufbau aus geschnitten und buntgetauchten Holzornamenten, die sich in rasenden Voluten und Schnörkeln überstürzten. Sie waren zum Theil blaugrün, in der Hauptsache aber fleischfarbig, so daß dies bizarre Formengewühl unwillkürlich an aberwitzige Orgien erinnerte. Wie Du Dir aus den geballten Wollen eines träumerischen Sommernachmittags wandelnde Geisterchöre und Schlachtreihen schwergepanzelter Ritter herausphantasiren kannst, so drängte Dir diese Sektornamentik schwüle, sexuelle Bilder auf, Ketten von Leibern, die sich in gräßlichen Luftkämpfen in einander verflochten und verbissen, Formen, die fettig und rosig-glänzend über einander herfielen. Und zwischen ihnen klappten breit wie Wunden oder von Eiergeschwollene Lippen rubinrothe Mähbirnen. Wie ein satanisches Triumphlachen erschallte darüber eine giftgrüne Weinblättermantel, die aus Blech geschnitten war.

Und die Pfeiler dieses ungeheuerlichen Hochaltars der Col-taifs, der Abstinenz und der Schaumweine zeigten Genien mit ernten, bunten Augen wie von Emaille und üppig nackten Brüsten. Genien, die im braungetauchten Haar Strahlenkronen vielfarbiger Mähbirnen trugen. Stand man am anderen Ende des Saales, so sah man oft die Rücken vieler dasigender Männer jenem Altar tief zugebeugt. Da fühlte man ihre verzweifelte Anbetung und die rasenden Schmerzen ihrer unstillbaren Gier. Da sah ich einmal eine Kreolin kommen, eine reife, etwas üppige Frau. Ihre Augen waren unnatürlich weit, groß und schwarz. Ihr Kleid war ganz nachgrün, ihr Federhut schwer von Träumen, und wie sie ihren Kaffee trank und dazu Lörtchen aß, da wars ein wunderliches wollüstiges Spiel, eine symbolische Handlung, auf die jede ihrer kleinen, jähen, graziosen Bewegungen hinwies, zu der ihre irrenden, nirgend verweilenden Augen einluden. Sie war allein gekommen und ging bald wieder allein davon.

Neben diesem Raum lag nun die eigentliche Automatenstube. Hier stand das große, mit Farben und Pierathen überzogene Orchestron, das ich erwähnt habe. Seine Musik war herausfordernd laut und von einer unbewußbaren Richtigkeit. Kein falscher Ton. In der Mitte des Riesenbaues glühte ein offener, beleuchteter Schacht. Da sah man Walzen, Stifte und wunderliches Näderwerk und manchmal auch den hantirenden Mechaniker. Trat er aus seiner Kunstmaschine, so war er ein unterlegter Mensch in blauen, ölbedingten Arbeitskleidern mit einem Gesicht, das so weiß war wie ein Stück Papier. Ein scharfgeschnittenes, nevonisches Profil mit bösen,

kalt und richtig blickenden Augen. Er trug einen Kneifer mit breiter Einfassung aus schwarzem Hartgummi. Es waren noch kleinere Musikwerke da und am Bemerkenswertheften waren diejenigen, bei denen leichenhaft starre Puppen angebracht waren, in welche dann bei den Klängen der mechanischen Musik die Zuckungen einer abscheulichen Belebtheit fuhren.

Zwei von den Instrumenten schmetterten wie blutrünstige Kampfmusik. Man hätte mit Messern dazu stechen können. Ihre Krönung waren drei kreisrunde Paukensäule, das eine roth, das andere blau und das dritte grün beleuchtet, auf die im Takte die harten, edelholzschwarzen Schlegel losrasselten. Doch auch das süße, wehmüthige Wimmern der Spieldose, wie sie Deine Großmutter besaßen, konntest Du für zehn Pfennige genießen. Diese leidende Liebe, dieses kranke und endlos umsonst begehrende Herz, diese schlicht-weinende Aufrichtigkeit mit ihrer innigen, irrsinnigen Lust inmitten einer treuen, zähen Verzweiflung. In diesen Klängen balancirte in einem Glaskasten, auf dem Rücken liegend, Miß Pepita eine große silberne Kugel auf der Fußspitze. Sobald die Spieldose erklang, bestrahlte sie Purpurlicht und sie öffnete die wollüstige Nacht ihrer tief schwarz bewimperten Augen und ihr Busen hob und senkte sich wie ein ganz kleiner und sehr zarter Blasebalg aus liebenswürdigem, weichem Melleder.

Biege um diesen Glaskasten herum und erschrick nicht vor einem trahenhaftem Mohnen aus Blech, der Dir Zigarren anbietet. Bleibe stehen vor der gewaltigen Messingtube des Grammophon, aus deren ungeheurer Oeffnung Dir Stimmen entgegen tönen wie aus Gräbern oder wie aus nächtlichen Hoffschächten die Transilauten geheimnißvoller Rayen. Hier war noch unendlich viel mehr. Hier standen drei elektrische Klaviere, deren schwarze und weiße Tasten gespenstisch auf- und niederflogen, ohne daß sie eine Menschenhand berührte. Ihr Tanz verhöhrte Deine Seele, so daß Du sie oft gern leise aus der Brust gepflückt und sie heimlich weggeworfen hättest, wie irgend etwas Unrühiges.

Hier konntest Du in kinematographische Schaukästen blicken und plötzlich in allen Ländern der Welt sein. Mit dem Sultan im Serail am Goldenen Horn und mit dem Kaiser von Rußland auf einer Schlittensahrt. Für zehn Pfennige sah man die Bojen und die Reize von Tänzerinnen, die nur für tausend Mark zu haben sind. Dies Alles und die stauenden, lebensgierigen und lasterhaften Kinder, diese Sterblichen, die sich dazwischen bewegten, hing eine ungeheure, wandhohe Spiegelscheibe. Sahst Du auf und in ihr gespiegelt die Welt mit ihren Geräuschen und ihren Dicktern, so war Dir, wie in einer Taucherglocke, die langsam, dreitausend Fuß unter dem Meeresspiegel, auf dem Grund aller bunten Wunder dahinwandert.

Und glaubst Du mir nun, daß das Volk hier in seinen Sünden und in seinen Schauern andächtiger war als in der Kirche, die ja heute in ihrer Ausstattung mit ziemlichem Erfolg dem Automaten-Konkurrenten zu Leibe geht? Ahnst Du wohl, daß Du für dieses Volk bei Deinen Schönschreibern keine volkstümliche moderne Kunst, keine Jugendstilmodel und keine ethischen Grundsätze bestellen darfst?

Komm, feinsinniger Zeitdiener, der Du doch nur ein Verdünnter bist in Bezug auf Dein Blut und die von ihm gespeisten Nerven! Siehe, die Zeit, die Du „überwinden“ willst, wie mächtig sie ist, wie unerträglich stark sie ihre Augen in diese grellen Bilder bohrt, wie lähn sie ihr Ohr diesen rasenden Dissonanzen leiht, ihr nacktes Herz diesen seelenmörderischen Sensationen, wie sie ihre Nerven mit Alkohol

festspannt, um sie in die häßlichen welken Schöße der Dornen zu entladen, wie sie hier für ihre Spargroßen, an denen der blutige Schweiß von Fabriküberstunden fließt, den geilen, prächtig-schillernden Wahnsinn kauft, den Heiligen Geist der Umwälzungen. Wenn ich hier Soldaten sah mit ihren blauen, schönen Uniformen und ihren runden, treuherzigen Vogelaugen, die vor Begeisterung glühten, da stürzten sich unwillkürlich in mir jene schönen, knappen Kommandoworte, welche die Kammer unseres M./98 mit fünf glatten Patronen füllten, welche das Schloß spannen und den Schlagbolzen vor-schnellen machen und das Nickel-Stahlmantige, Platingehärtete, mit der ogivalen Bogenspitze durch die Züge hinausjagen, dumpf in Barrikadenfäden und klatschend in kühne, gute Herzen, die um ein paar Großen den Wahnsinn gekauft haben. Wahrlich: das „Automat“ war eine Sehenswürdigkeit! Man konnte dort lachen, weinen, zittern, sich von allen Schauern der Luft und von allem Grauen des unerbittlichen Todes durchrinnen lassen.

Ja, sogar philosophieren konnte man dort. Leib und Seele in ihrem räthselhaften Dualismus, dem wir trotz allen vorübergehenden monistischen Ekstasen nicht entrinnen werden, verhalten sich zu einander wie Russik und Russikwerk. Das Wunder einer mit Schrauben, Rädern und Drähten erzeugten Melodie ist genau so groß wie ein „Hamlet“, gewonnen aus Shakespeares Mittagessen und aus der stupidgeheimnißvollen Thätigkeit seiner Gehirnzellen. Das Leben wird uns zur Unselbstverständlichkeit, zum Räthsel, zum Problem vor der Leiche und vor jener „Lieberleiche“, der Wachsfigur, die es so unerbittlich leblos nachahmt. Das Wunder der organischen Welt, die durch ihr Sein, ihr Organischsein zugleich auch das Wunder der Idee ist, kann durch nichts mit grausamerer Entschiedenheit gepredigt werden als durch solche Mechanismen.

Der Affe, dieser satanischste Einfall Gottes, verhöhnt nur den Menschen; aber der Automat, diese freieste, amerikanischste That des Menschen verhöhnt alles Organische. Die letzte Nicht-Sentimentalität, die letzte Stark-Geistigkeit hat ihn erschaffen. Der Kunst, der Religion, der Liebe ist er entgegengesetzt. Für unser geschmackvolles, weil von der Kultur geschwächtes Verständnis ist sein Prinzip die absolute Vernunft, gepaart mit der absoluten Verzweiflung.

Und er ist Volkskunst! Dieser pfliffig errechnete schlechte Wig, dieser komplizierte Kalauer eines lässlichen, verderbten Mechanikers erregt alle Tiefen, treibt zur Begeisterung, läßt die Augen der Soldaten funkeln und macht, daß die Prostituirte auf dem Heimweg zu singen beginnt:

„Ich weiß ein Herz, für das ich bete,
Trotz dieses Herz weiß nichts von mir.“

Wo ist Arthur Schopenhauer? Haben wir noch Metaphysiker? Ich fange hier zu sammeln an.

Um bei meinem Erzählerleiben zu bleiben und nicht in die Philosophie meiner Cherry-Brandy-Nächte zurückzufallen: Dieses Milieu, das Sie nun kennen, wurde im vorigen Herbst, sei es durch einen banalen Kurzschluß, sei es durch böshafte Brandstiftung oder durch einen Ufas aus der Welt des Absoluten zerstört. Es brannte bei Nacht aus und mitten in dem Flammenmeer ertönte der Sterbegefang des großen bunten Orchestrieren, dessen Pfeifen und Walzen allmählich unter fürchterlichen Rißtönen in die Gluth hinunterbröckelten. Die Feuerwehre war rasch zur Stelle gewesen und so war die Brandstätte, die ich am anderen Tage fand, kein

unordentlicher Trümmerhaufe, kein schmutziges Chaos. Die Zerstörung war reinlich gegen Entrée zur Schau gestellt, wie etwa in leidenschaftlichen Dichterbüchern alle Seelenqualen, alle Rasereien unseres Herzens gluthgebeizt und rauchgeschwärzt, aber ordentlich zu sehen und klar zu lesen sind, sobald wir den Band erworben haben. Von der großen Orgel war nur pechschwarzes, galgenartig gefügtes Gebläsk übrig, das steil zu der verußten und geborstenen Decke des Saales emporragte.

Auf einem hohen Podest erhob sich noch eine Bühne, deren Behänge und Traperien als mißfarbige, gekräufelte Lappen umherhängen. Aus den Marionetten, die dort, zierlich gekleidet, als lustige Damenkapelle gesiedelt und geblasen hatten, waren gräßliche Brandleichen geworden. Pechschwarze, hohle, augenlose Menschenköpfe hielten mit diabolischer Grimasse Hütten vor die Mundlöcher. Ein schwarzer Knochenarm schwang den Fiedelbogen und ein jämmerlich verzerrtes Gesicht, ein dunkler Schädel mit einem Wisch langer, blonder Haare darauf, grinst herab. Der andere Arm mit der Geige war völlig verbrannt. Andere lagen sinnlos am Boden umher und eine der halbverbrannten Puppen saß in laßiger Haltung wie ein irrfinnig gewordener Lebemann auf einem hintenüberklappenden Stühlchen.

Ich vergaß bei diesem Anblick, daß es Puppen waren, die mich erschütterten. Es waren Menschen, gute alte Bekannte, Wesen, mit denen ich Jahre lang gelebt, denen ich von meiner Seele gegeben hatte, weil diese Armen keine Seele hatten. Und wunderbar: nun sie verbrannt und tot vor mir herumlagen und sich meine Augen darüber mit Thränen füllten, da bekam ich in dieser närrischen Rührung meine Seele wieder und Alles, was ich hier an diese Puppen und an die dunkle, schwarlachrothe Welt verschwendet hatte, deren Zeugen sie waren. Nie war ich innerlich reicher, nie hatte ich mehr Religion als inmitten dieser satanischen Brandstätte.

Pepita lächelte immer noch in ihrem Glaskasten, dessen Scheiben von der Hitze gesprengt waren. Sie lächelte mit geschlossenen, lang bewimperten Augen, in Plückerdöckchen und Tricots, mit ihrer Silberhagel auf der Fußspitze und ihrem Blasbalgbusen. Sie lächelte und war an beiden Beinen so grausam verbrannt, daß auch keine Amputation mehr geholfen hätte. Auch die Spieluhr, die liebe Stimme, war sicher nicht mehr am Leben.

Die elektrischen Klaviere boten einen entsetzlichen Anblick. Der Riesentrichter des Grammophons lag, in allen Regenbogenfarben angelauten, am Boden. An vielen Apparaten war durch die Gluth Lad und Bemalung abgesprengt und breite Flächen von stumpfem Rennig-Zinnoberroth starren wie Zauberschilde, zu hypnotischem Schlafe verführend.

Der große Wandspiegel war verschwunden. Dort ragte nur eine gleichmäßig-schwarze Fläche aus verholzten Brettern, an denen das zerprungene Glas besetzt gewesen war. Nur unten in der linken Ecke war noch so viel Glas, wie nötig war, mein Gesicht abzuspiegeln. Ich sah es mir ganz genau an. Vielleicht nur einen Augenblick lang; aber er war wie jener, in dem Mohammed durch alle Paradiese flog; denn während seiner Dauer entstand in mir eine ganze Stammesgeschichte der Generationen, die zu meinem Schädelbau, zur Kapazität meiner Hirnschale und zur Struktur meines Denkapparates beigetragen hatten. Auch eine peinlich-genaue genetische Geschichte aller Falten, Runzeln und Züge. Bände lange Auseinandersetzungen mit den Wörtern meiner Seele und den lieben, sanften Würgerinnen meiner Nerven. Und als die schöpferische Ewigkeit dieser Sekunde mit einem verzweiflungsvollen

Fluch ihren logischen Schluß hätte haben müssen . . ., da kam dieser Fluch nicht. Nur ein Wissen und ein Stilles, unendliches Glücksgefühl und eine einfache sichere Kraft, die mir auf einmal wunderbar durch alle Atern lief.

Ich wandte mich um, mit dem deutlichen Gefühl, eine große Verheißung erhalten zu haben, und nun fiel mein Blick auf eine Akropolis von Kohle, von jenem geheimnisvollen Stoff, der da bleibt, wenn alles Organische vom Feuer verschlungen ist, und von dem einige Chemiker vermuten, er sei es, der alles Leben, vielleicht alles Sein, auch das der bunten, toten Elemente, als Urstoff in seinem geheimnisvollen Schwarz umschließe. Eine Akropolis, die feierliche Ruine eines Griechentempels aus lauterem Kohlenstoff! Und auch die unendliche, adelige Schönheit dieser Erscheinung war nichts weiter als der ausgebrannte Oberbau eines barocken Musikwerkes. Doch alle Tünche, alle Lappen und Plätter, alle wahnsinnigen Schnörkel hatte die Flamme hinweggenommen. Die schäpferische Zauberin hatte aus dem perversten Graus dieses tollen Panoptikum-Schaustückes ein Sinnbild erschütternden und erhebenden Abels gemacht. Ein schwarzer Tempel mit Wiegeln und Säulen, in wundervollem Ebenmaß eine vollendete Grazie.

Publikum war bei der Besichtigung dieser Brandstätte nicht zugegen. Dieses Kollektivwesen löste sich hier sofort in Menschen auf. Alle gingen stumm und seltsam ergriffen umher. Man unterhielt sich im Flüsterton und die Finger, mit denen man auf die Sachen deutete, sahen eigentümlich weiß und erschrocken aus. Viele von den Leuten nahmen sogar, wenn sie eine Weile dagestanden, mit einer wunderlichen Verlegenheit die Hüte ab.

München.

Hermann Esswein.



Kurt Martens.

Die Meister der Novelle sind in der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte spärlich genug vertreten. So zahlreich sich auch Dilettanten und Handwerker auf diesem Gebiete tummeln: nur wenige Dichter von universeller Bedeutung haben sich dessen Kunstform erobert. Und das Publikum, das wieder einmal dieleibige Romane verschlingt, zeigt weder Geschmack noch Verständnis für die feinere Kost einer knappen, gehaltreichen Erzählung. Novellisten wie Thomas Mann oder Jakob Wassermann kennt und schätzt es nur auf Grund ihrer umfangreicheren, aber schwächeren Werke; und Kurt Martens, der, ihnen ebenbürtig, nur in schmalen Bänden sein großes Können offenbart, bleibt dem verdöhlten Kreis der Kenner und Enthusiasten vorbehalten. Freilich erfordert das Verständnis dieses in hundert Farben und Schattierungen schillernden Temperamentes, das nirgends und überall daheim ist, Keinem ganz zu Dank spricht und doch Jedem so außerordentlich viel zu sagen weiß, eine tiefe und leidenschaftliche Versenkung in die schwierigsten der seltsamen Probleme, die uns jetzt bewegen; bewegen sollten.

Ueber Kurt Martens als Persönlichkeit zu urtheilen, ist unmöglich, wenn man nicht seine sämtlichen Dichtungen*) kennt; und auch dann ist das Urtheil

*) Romane, Novellen, Dramen. Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin.

noch nicht abgeschlossen: denn mit jeder neuen Aussprache zeigt er sich von einer anderen Seite, in völlig verwandelter Gestalt, ein wunderbar fesselnder, oft auch abstoßender Proteus, unerfchöpflich an fruchtbaren oder auch nur bizarren Ideen, von unbegrenzter Entwicklungsfähigkeit in seinen Formen.

Als Nihilist voll cynischen Uebermuthes trat er mit seinen „Geheymten Seelen“ und dem vielgelesenen „Roman aus der Decadence“ zuerst in die Oeffentlichkeit, lebhaft begrüßt von unseren Besten, von den Aufrechten, den Stürmern und Drängern, von den Kunstrichtern, unbestechlichen Geschmacks, sogleich auch Aergerniß und Anstoß der ganzen bürgerlich-öfiziellen Welt. Manche Züge, die sich bei Martens später noch verstärkten, sind hier schon angedeutet: seine inbrünstige Zuneigung zu allen verfeinerten, verinnerlichten Naturen, seine Begeisterung für jede kultuvelle Größe, für eigenwillig schaffende, geistig ausgereifte Männer, hingebend stille Frauen und zärtlich lächelnde Mädchen, sein ingrinniger Widerwille gegen die eitle Verlogenheit konventionell geselligen Lebens, wie es besonders in den Kreisen des „gebildeten Mittelstandes“ seine Blüten treibt.

Ein Preisgesang zum Ruhm edler Kassen und hochentwickelter Zucht ist das „Tagebuch einer Baronesse von Treuth“. In den Gestalten dieser kleinen Gabriele Treuth, des Prinzen Otto und ihres Stiefbruders Hubert von Karas, die in ver schwimmenden Umrissen nur angedeutet und doch voll unmittelbaren Lebens sind, hat der Dichter seine ganze schwärmerische Sehnsucht nach der Wiederkehr einer untergegangenen Welt der Zartheit und des seelischen Adels verkörpert.

Aber Martens läßt den Ton leidvoller Resignation eben so verklingen wie den des zornig lachenden Aufruhrs. In dem Roman „Die Vollendung“ folgt er als Darsteller eines sozial-ethischen Entwicklungsgegesetzes streng epischen Regeln. Alexander Nottenbrunn, eine sehr zeitgemäße Mischung aus Intelligenz und Genusssucht, wird irr an seiner ästhetischen Sendung und legt sie freiwillig sterbend in die Hände seines Sohnes, des rücksichtslosen Energie-Menschen, der nicht die Schönheit will, sondern in unbewußten Wachsthum selber Kraft und Schönheit aus sich erzeugt. Hier spielt zum ersten Mal die Frau (oder vielmehr die „Dame“) eine entscheidende Rolle, deren Manier Kurt Martens in ihrem eifigen Aplomb, ihrer gespreizten Ueberhebung nun immer von Neuem bekämpft, zerfasert und bloß stellt, bis er sie in der Gestalt der Madame Adèle („Katastrophen“) als grolllich spukhafte Marionette dem allgemeinen Gelächter preisgibt. Die Art, wie Martens die Frauen sieht, ist von besonderem Interesse. Er ist durchaus kein Weiberfeind in Strindbergs Art. Das beweisen außer der Baronesse Treuth die feinen Mädchengestalten, die in reizvollem Wechsel seine Werke bevölkern. Eben so behandelt er die brave Hausfrau, die nachsichtige Mutter, die kluge Kameradin mit herzlicher Anteilnahme oder doch wenigstens mit gutmüthigem Humor. Nur das Weib, das eine Rolle spielen will, zumal mit erborgten Künften, die Salon-dame, die Kofette mit Puder und Schminktopf, mit sexuellen oder gesellschaftlichen Ambitionen, die findet in Martens ihren erbitterten und stets auch überlegenen Gegner.

Unter all den schläfrigen Epigonen, den biedereren Heimathkünstlern und den strammen Patrioten findet sich keiner, der für eine Befundung unseres sozialen Lebens so mit eifernder Liebe, mit lachendem Ingrimme und rücksichtsloser Entschleierung stritt wie dieser „hypermoderne Volksverächter“; und doch ist ihm wiederum selbst ein kleiner philistrischer Gerichtsassessor wichtig genug, um sich mit

dem Alles verstehenden, Alles würdigenden „Kreislauf der Liebe“, der Liebe eines „goldenen Dichterherzens“ alter Schule, in des Professors Alltagsorgen zu versinken.

„Unglücklich? Oh, weshalb, mein Freund?“ so tröstet lächelnd der Geist des Kriegshelden Louis Ferdinand seinen Verehrer Rothhaas: „Du verkennt Deine vortheilhafte Lage. Je kleiner man ist, desto besser paßt man auf diese Erde. Wer wirklich klein ist, wer das Glück hat, unter den Geringen selbst gering geboren zu sein, soll sich ja damit bescheiden, nicht hinausstreben über seine sicheren Grenzen, sondern vollends glücklich dadurch werden, daß er auch klein bleiben will.“

Das ziemlich weisfremde Theaterpublikum der süddeutschen Städte kennt den Dramatiker Martens besser als den Erzähler, wenn auch nur als Vater der vaterlosen Waise „Kaspar Hauser“. In diesem tragischen und in dem tragikomischen Schauspiel „Der Freudenmeister“ giebt sich Martens mehr noch als sonst seinen romantischen Launen hin, mit einer fast knabenhaften Freude an den Spannungen und Entladungen des Theaters. Dramatische Wucht liegt ihm zwar fern; allzu ironisch sieht er den Kämpfen der Menschenkinder zu; für jeden Konflikt kennt seine Lebensweisheit noch eine offene Thür. Ihm ist auch die Tragoedie nur ein Spiel, Spiel und Sinnbild unseres wertthlosen Lebens. In jeder Szene umstrickt es jedoch den Hörer mit merkwürdigen Situationen, regt ihn an durch schwingvolle Ideen und seltsame Einfälle, bleibt ihm vertraut in den schonungslos entblößten Seelen seiner Gestalten. Wer den „Kaspar Hauser“ nur auf der Bühne sah, ist vielleicht befremdet von der grellen Schauromantik der Vorgänge und merkt erst beim Lesen des Buches, daß diese Schauer allein von der Stimmung der allgemeinen Rathlosigkeit ausgehen, die auf den Wiedermeiergestalten dieses Dramas eben so lastet wie auf Jedem von uns, sofern er sich nur als Marionette der Kausalität fühlte.

Ist die Wirkung des „Kaspar Hauser“ ein nachhaltiges Grauen vor unserer ziellosen Existenz, so wird „Der Freudenmeister“ zu nachdenklichem Lächeln und nur wenigen beklommenen Seufzern reizen. „Die Lust der Kreatur ist mit Bitterniß gemengt“; wir fühlen: Die allgemeine Überlichkeit, so angenehm sie für den Einzelnen auch sein mag, darf sich leider, leider, in einem praktisch geleiteten Gemeinwesen nicht entwickeln. Der Alchemist Don Geronimo vermag wohl eine Weile sich zu halten und eine süß dufende Fäulniß um sich zu verbreiten. Ewig überlegen aber bleibt ihm die nüchterne Gewalt der Ordnung und die langweilige gute Sitt. An ihr geht der pompöse Herrenmensch jämmerlich zu Grunde. Der realpolitische Herzog erscheint an vielen Stellen als des Dichters Sprachrohr. Aus dem anarchischen Heißsporn des Romanes ist ein konservativer Sceptiker geworden. Dem „umentwegt liberalen“ Bürger sind Dichter solcher Gesinnung natürlich außerordentlich fatal. Man verlangt vom deutschen Dichter, daß er freisinnig und hochgemuth sei. Aber Kurt Martens, der so gar nichts mit seinen Literaturkollegen gemeinsam hat, steht allen politischen und gesellschaftlichen Kreisen seines Vaterlandes gleich fern. Mit Thomas Mann und Frank Wedekind, diesen beiden Antipoden, soll er befreundet sein. Das wäre ein neuer Beweis seiner künstlerischen Unabhängigkeit, die liebevoll alle Gegensätze in sich vereint, wenn sie nur Lebenskraft genug besitzen, Wurzel in ihm zu schlagen.

München.

Hans von Seltheim.



Anzeigen.

Das Zeitalter der Motorluftschiffahrt. Theodor Thomas in Leipzig.

Als im Jahr 1829 der Motor auf den Schienen seinen ersten Rekord in England schlug, kam Niemand auf die Idee, in einem Buch die politischen, militärischen, wirtschaftlichen und sozialen Wirkungen des Eisenbahnbetriebes zu schildern. Heute, auf der Schwelle des Zeitalters der Motorluftschiffahrt, soll mein Buch die Wirkungen des Motors in der Luft im Voraus zur Darstellung bringen. In meinem Zukunftsgemälde „Berlin-Bagdad, das deutsche Weltreich im Zeitalter der Luftschiffahrt 1910/1931“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1907) schilderte ich vom Standpunkt der Zukunft aus den Einfluß der Motorluftschiffahrt auf die Gestaltung des Deutschen Reiches. In dem neuen Buch stelle ich die Wirkungen der Motorluftschiffahrt von dem Standpunkt der Gegenwart aus dar und beschränke mich nicht auf einen einzelnen Staat.

Neg.-Rath Rudolf Martin.

Die Liebe und die Frauen. J. C. C. Bruns in Minden i./W. 2 Mark.

Mein Buch enthält eine Reihe von Aufsätzen über die Probleme von Liebe, Ehe und Mutterchaft; vom Standpunkt moderner Frauenentwicklung aus gesehen. Der Zeitpunkt ihrer Sammlung schien mir gekommen, weil über unsere Bestrebungen zur Reform der sexuellen Ethik, wie sie besonders der Bund für Mutterschutz und die von mir herausgegebene Zeitschrift „Mutterschutz“ vertritt, unfähige oder böswillige Gegner die thörichtesten Vorstellungen verbreiteten. Allen, die sich über unsere Ziele unterrichten wollen, mag das kleine Buch dienen. Handelt es sich doch nicht darum, Grundgesetze des Lebens umzustürzen oder zu vernichten, sondern im Gegenteil darum, diese Grundgesetze des Lebens auch auf die Frau der neuen Entwicklung auszuweiten. Wenn man geistige Schulung, pekuniäre Unabhängigkeit, eine beglückende Lebensaufgabe, eine geachtete soziale Stellung für die Frau in Anspruch nimmt und dazu als ein eben so Selbstverständliches, eben so Notwendiges Ehe und Kind, so klingt diese Forderung heute nicht mehr, wie vor einem Jahrzehnt, wie die Stimme eines Predigers in der Wüste. Heute sind nicht nur schon viele Frauen, sondern auch viele Männer zu dieser natürlichen Forderung eines vollen Menschenthumes herangereift. Wie möchten die Freude und die Schönheit in der Welt, und sei es auch nur in bescheidenstem Maße, vermehren helfen. Wodurch aber könnte Das besser geschehen als durch die Vertiefung des Begriffes der Liebe bei Männern und Frauen?

Wilmersdorf.

Dr. Helene Stöcker.

Der Fall Nietzsche. Eine Ueberwindung. Leipzig. Theodor Thomas.

Mein Buch behandelt den „Fall“ Nietzsche als einen überaus signifikanten europäischen Decadence. Nietzsche ist für mich der Philosoph der Decadence an sich. Er ist als solcher mit dieser Decadence ein Problem, das gelöst und eliminiert werden muß. Wenn man will, ein Problem von evolutorischem Werth für die große religiöse Synthese und Vollendung, auf die es für Europa durchaus ankommt, wenn seine gegenwärtige Kultur und Civilisation sich nicht als eine taube Bläthe erweisen soll, auf die hoffnungslose Zerrüttung folgen würde. Als Dichter ist Nietzsche für mich ein Anderer; ein Wahrer, ein Großer, der vor uns ein tiefbedeutungsvolles menschl-

sich persönliches Schicksal, ein großes und tragisches Schicksal auslebt. Von seiner hochgradig neuwerthigen Kunstform ganz abgesehen. Nietzsche, der die Gedichte, Einiges aus den beiden ersten Theilen des „Zarathustra“ und besonders dessen beide letzten Theile geschaffen hat, wird bleiben; der Philosoph Nietzsche dagegen wird schon in zwanzig Jahren völlig überwunden und eher eine Kuriosität als sonst Etwas sein. Das ist in allerleisester Andeutung meine Stellungnahme zu Nietzsche. Ich entwickle sie in drei umfangreichen Theilen, die sich nach den drei Perioden Nietzsches, seiner rein humanistischen, seiner wissenschaftlichen und seiner ethisch-umwerthenden Endperiode, disponiren. Der erste Theil betitelt sich: „Der letzte Humanist“, der zweite „Nietzsche und die Wissenschaft“ der dritte „Der Umwerther der Werthe“. Die beiden ersten Theile bieten eine direkte, ins Einzelne gehende Kritik Nietzsches und seiner Philosophie. Nur im ersten Theil gebe ich, bei einer Stelle der „Geburt der Tragödie“, einen längeren, eigenen Exkurs über das Verhältnis von Wort und Musik zu einander; im zweiten Theil führe ich eingehender eine eigene Idee über die Wiederkunft aus, welche die Nietzsches als eine dilettantische und zudem völlig unhaltbare wegschiebt. Der letzte Theil bietet nicht ausschließlich eine direkte Kritik von Nietzsches Philosophie, sondern eine mehr indirekte insofern, als ich eigene Ideen über Christenthum, Ethik, die Frauenfrage, den Europäer und Uebermenschen und die großen europäischen Themen entwickle, die Nietzsches „Wille zur Macht“ berührt; Ideen, die sich in einem langjährigen Studium und Erleben in mir entwickelt und gefestigt haben.

Weimar.

Johannes Schlaf.

Lebensgeschichte eines Fabrikarbeiters. Eugen Diederichs in Jena.

Der ehemalige Pastor, jetzt als Sozialdemokrat bekannte Paul Göhre gab vor einigen Jahren die „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters“ heraus, ein Buch, das an manchen Stellen eine große Unmittelbarkeit und Plastik der Schilderung aufweist, das außerordentlich charakteristische Bilder aus dem Leben des Proletariates enthält und vor Allem ganz frei von Tradition ist. Das ist immerhin bei einem Werk, das in erster Reihe Dokument, dessen Werth seine Wahrheit, nicht seine Kunst ist, von großer Wichtigkeit. Einwirken literarischer Tradition wandelt Eindrücke nicht nur, sondern macht vor allen Dingen die Erzeugnisse all der Schriftsteller, die Lebenslage oder Beanlagung nicht befähigt, das Zeitenerbe sich wirklich zu unterwerfen, es zu beherrschen, laß, verblasen, konventionell; es schwächt die Anschaulichkeit, mindert die Plastik; die verbrauchten Mittel der Wiedergabe halten den Leser nicht fest, dessen Theilnahme und Mitarbeit auf dem Gewohnten abgeleitet. Die Unbeholfenheit, mit der der Arbeiter Karl Fischer die erwähnten „Denkwürdigkeiten“ niedergeschrieben hat, war in ihrer Ungewohntheit zweifellos sehr eindrucklich und half dem Inhalt lebendig werden. Göhre hat jetzt mit der „Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters“ der Arbeit Fischers, die eine schon zurückliegende Zeit schildert (Fischer ist als Sechziger jüngst gestorben) eine verwandte Schrift aus der unmittelbaren Gegenwart gegenübergestellt. Ihr Verfasser ist der jetzt etwa vierunddreißig Jahre alte Fabrikarbeiter Moriz William Theodor Bromme in Ronneburg-Friedrichshalde. Auch dieses Werk ist für die Erkenntniß der sozialen Beschaffenheit unserer Zeit von hohem Interesse, obwohl (wie übrigens auch der Herausgeber selbst in seiner Einleitung zugiebt) es ästhetisch

durchaus hinter den „Denkwürdigkeiten“ zurückbleibt. Es hat nirgends die Anschaulichkeit des älteren Buches; es ist zum großen Theil dürrer, trockener Bericht. Die lediglich schriftstellerische, nicht dichterische Anlage des Verfassers und die mißlicheren Umstände, unter denen das Buch entstand, nennt Böhre als Gründe des Unerschickedes. Eben so sehr scheint mir das viele Lesen Brommes, seine autobiographisch erworbene halbe Bildung an der gewissen Physiognomielosigkeit seines Buches schuld zu sein. Elend, Noth und Enge seines Standes wird aus diesen Schilderungen nicht unmittelbar eindrucklich und lebendig. Der Leser muß sich, wie aus einer Statistik, die berichteten Thatfachen innerlich in Anschauung übersetzen, muß das Erzählte selbst ausmalen, ehe es ihn gemüthlich ergreifen kann. Vieles ist in dem Buch Papier geblieben; Ausnahmen sind wohl nur da vorhanden, wo das Leben selbst dem Verfasser sehr deutlich, in sehr starken Strichen vorzeichnete. Nur da weicht die Richtigkeit des Buches, in dem man freilich durchweg einen sympathischen, warmherzigen Menschen empfindet. Was ist das Ergebnis? Nicht nur ein Einblick in die äußeren traurigen Lebensbedingungen des Proletariats, auch ein Einblick in die Kräfte und besonderen Schwächen seines Charakters. Gewiß: fortwährende Unsicherheit des Lebens und Erwerbes fällt manche Seite dieses Buches. Aber eben so fühlbar wird der gänzliche Mangel an Stetigkeit und Energie bei dem Verfasser und bei vielen Leuten, die er schildert. Wie oft verläßt er aus Laune, fast ohne Ueberlegung, irgendeine gute Stelle, einen Beruf, bereut es dann und kommt in schlechtere Verhältnisse! Wenn man aus der Lecture dieses Buches Einblick in die Lebensbedingungen des Proletariats gewonnen hat, kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß sie für den einzelnen tüchtigen und energischen Menschen durchaus die Möglichkeit zum Aufsteigen und Wurzelfassen im Leben bieten und daß erst eigene Haltlosigkeit und Zerfahrenheit als subjektive Komponente zu den objektiv traurigen Verhältnissen hinzukommen muß, damit das ganze soziale Elend entstehe.

Weimar. Wilhelm von Scholz.

Der demokratische Imperialismus. Rousseau, Proudhon, Karl Marx, Von Ernest Seillière. Uebersetzt von Theodor Schmidt. Berlin, H. Barsdorf.

Das gut übersehte Werk des französischen Denkers Ernest Seillière hat den Vorzug, so klar und einfach geschrieben zu sein, daß auch Frauen und Ungelehrte es verstehen können. Seillière ist (eine Seltenheit unter Franzosen!) ein gründlicher Kenner deutscher Sprache, deutscher Literatur und deutscher Philosophie. Er hat bei Herder, Hegel, Gerwinus und anderen deutschen Soziologen und Philosophen Anregung gefunden. Sein Buch will der imperialistischen Geschichtsphilosophie Jeners noch eine imperialistische Psychologie und eine Macht-Ethik hinzufügen. Imperialismus ist bei Seillière der den Menschen eingeborene Wille zur Macht. „Imperialismus und Demokratie gelten als Gegensätze“, schreibt er; „im Grunde genommen, sind sie jedoch identisch.“ Seillière beweist nach ruhiger Prüfung, daß der Kern der demokratischen Ideen und Lehren von Rousseau, Proudhon und Karl Marx nie etwas Anderes gewesen ist als herrischer Wille zur Macht. Das auf sehr gründlichem Quellenstudium fußende geistvolle Buch kann sicherlich zur Klärung der Begriffe von Imperialismus, Sozialismus und Demokratismus beitragen.

Bärenfels.

Frieda Freilin von Balow.



Regie im Burgtheater.

Im Bereich des Burgtheaters ist eine Veränderung der Regieverhältnisse proklamiert worden. Nicht mehr wird die Stellung des Regisseurs Amt und unvergängliche Würde bedeuten: von Fall zu Fall kann und soll jedes männliche Mitglied berufen sein, Stücke zu inszenieren; der Marschallstab, den sonst die altbewährten Feldherren der Bühne trugen, ist in Stücke zerbrochen und der Willige mag nun ein Endchen erhaschen, bis es ihm der Nachfolger wieder abnimmt.

Ein neues Experiment nach den unzähligen, die schon mit der notwendigen und doch in den künstlerischen wie in den bürokratischen Rahmen schwer einzufügenden Institution vorgenommen wurden. Die Schwierigkeiten liegen in dem Verhältnis zum Direktor, der die Regie nähen muß, ohne sie sich über den Kopf wachsen zu lassen, in der Stellung selbst, die zu gerechtfertigten und anmaßenden Klagen über Begünstigungen und Zurücksetzungen der Mitglieder von je her Anlaß gab, hauptsächlich aber in der Frage, wer zu einem Amt wahrhaft berufen sei, das an die Kunst des Schauspielers keine, an die geistige Kraft des Dramaturgen aber die größten Anforderungen stellt. Die neueste Zeit, die auf die Bedeutung des Regisseurs einen eben so übertriebenen Nachdruck legt, wie die Vergangenheit sie unterschätzte, hat nun meist in richtiger Erkenntniß den Schöpfer des Bühnenbildes nicht aus dem aktiven Schauspielersstand, oft gar aus literarischem und künstlerischem Beruf her aus hervorgezogen und gerade in seiner darstellerischen Unthätigkeit ein wesentliches Moment seiner Praxis erblickt. Einen Schritt nach dieser Richtung, allerdings nur einen halben, hat das Burgtheater mit der Berufung eines nicht schauspielerisch wirkenden Theatermannes gethan, ohne ihm eine erste, markante Stelle einzuräumen. Jetzt, wo alte, verdiente Regisseure ihre Kräfte für die darstellerische Aufgabe schonen müssen und das Kollegium, nach Abschaffung der wöchentlichen Sitzungen, als Gesamtheit nur ein leerer Name geworden ist, sucht man nach Verbesserungen.

Die Geschichte der Regie und ihrer wechselnden Formen ist beinahe die Geschichte des Burgtheaters selbst. Das Hülfsmänner-Institut des josephinischen Hauses war, kaum geschaffen, die Quelle zahlreicher Kämpfe und Intriguen; ganze Brochuren forderten Aufhebung und Umformung. An diesem Felsgerstelle ein H. L. Schröder, der nach kurzer Thätigkeit wieder nach Hamburg flüchtete, scheiterte ein A. W. von Kogebue, den die niedrigsten Verleumdungen zur öffentlichen Rechtfertigung zwangen. In den ersten Decennien des neunzehnten Jahrhunderts sind „die vier K“, wie man sagte (Koch, Korn, Koberwein, Krüger), allmächtig; Holbein geräth ganz unter die Botmäßigkeit der Regie; erst Laube sprengt mit scharfer Lanze gegen den vielköpfigen Drachen. Die Situation, die sich ihm bot, gleich der heutigen: Anschütz, der nie Begabung zur dramaturgischen Leitung hatte, stand an der Spitze; Löwe, der die Rechte zur Folge besaß, wurde in überscharfen Berichten vom Direktor als gänzlich unfähig für solchen Posten gekennzeichnet und völlig in den Hintergrund gehoben; dafür tauchte ein unbekannter Mann, August Förster, zunächst als Unterregisseur, auf, eine nicht ganz klare Stellung, die sich aber bald durch den Träger und den ihn mächtig fördernden Gönner zu einer wahrhaftigen Vice-directorstelle auswuchs. Um Konflikte zu vermeiden, wurden Hülfregisseure ernannt, die allmählich in die festen Stellen hineinadvancirten. Laubes Autokratismus hat überhaupt die Regie wenig geliebt und wenig geachtet, wenn er auch ihre den Direktor

unterstützende Thätigkeit in seinen Akten rühmend kennzeichnete; in diplomatischerer Weise ließ Dingseldt sie operiren, gab aber selbst das Heft nicht einen Augenblick aus der Hand. Die Regie war Das, wozu der Direktor sie machte oder wozu sie ihn machte. Doch stets waren die Regisseure bewährte, erfahrene Personen, die volle Autorität im Haus erworben hatten und zu denen die Jüngeren mit Verehrung emporschaute.

Das soll mit einem Schlage anders werden. Die Schauspieler sollen, sagt der neue Erlass, sich selbst melden, die in sich den Beruf fühlen, ein Werk in Szene zu setzen. Es wäre traurig, wenn da nicht Jeder sich stellen sollte; schon vor seinen Kollegen würde er sich durch solche Absentirung eine Blöße geben. So viele Mitglieder, so viele Regieandidaten. Es kommt nun zur Auswahl: sie schafft von vorn herein eine Unzahl von Beleidigungen. Von den jüngeren Mitgliedern hat noch keins seine Fähigkeiten beweisen können; man muß es also versuchen und ein erster Heßlichlag braucht noch durchaus nicht entscheidend zu sein. Jahrzehnte, kann man sagen, wären nöthig, um nur einen Einblick in die Begabungen, die dem Burgtheater für die Regieführung zu Gebote stehen, zu erhalten; und mancher wirklich Berufene mag dabei noch Mißachtung erfahren. Von einem Stück zum anderen müssen entgegen-gesetzte Prinzipien durchgeführt werden. Unvermeidliche Folge: die Schauspieler werden rathlos, die Darstellungen zerfallen. So lange die Regie ein Kollegium war, das sich berieth, so lange es aus Schauspielern gebildet war, die Jahre lange Wirksamkeit an dem Hoftheater zu der Ehrenstellung emporgehoben hatte, waren solche Diskrepanzen nicht zu fürchten. Ein Theater muß eines Geistes sein, sei es nun dieser oder jener, und jeder Vorstellung soll der Stempel dieses einen Geistes sich aufprägen. Solche Einheit wird durch die künftige Zufallsregie unmöglich.

Aber auch der Glückliche, in dessen Hände nun die neue Würde gelegt wird, dürfte nicht auf Rosen gebettet sein. Die Vorbedingung für das Regieamt heißt Autorität; es ist natürlich möglich, daß sie sich die eine oder andere künstlerische Persönlichkeit durch ihre Sachkenntniß und ausgesprochene Begabung schafft; aber wenn dem Schauspieler bei einem Stück diese große That gelungen ist, hat er sie beim nächsten schon verloren; wenn er wieder drankommt, beginnt die Arbeit von Neuem. Für solche Eintagsfliegen wird es nicht leicht sein, alle die erfahrenen, ihm an Zahl der Jahre, an Bedeutung der künstlerischen Leistungen, an Kenntniß der Bühne und ihrer Anforderungen weit überlegenen Mitglieder unter einen Befehl zu bringen, der nicht einmal durch einen Titel gestützt erscheint. Der Schauspieler ist süßsam, wo er Ueberlegenheit und wahres Verständniß fühlt, er ist aber unarmherzig, wo sich Einer, der ihm befehlen will, eine Blöße giebt, und besonders unarmherzig dem Kollegen gegenüber, der als vom Himmel herabgeschwener Gebieter vor ihn hintritt. Wir ahnen freilich, daß diese Gleichberechtigung aller Mitglieder nur auf dem Papier steht und der ganze Erlass nur der verkappte Ausweg ist, ganz bestimmte Personen zum Regieamt zu berufen. Dann ist diese überraschende Reform ein noch merkwürdigerer Schritt, der das Ansehen der Leitung gefährdet, ganz abgesehen davon, daß den wenigen Auserwählten erst recht die Stellung und das Ansehen fehlen wird, deren sie unbedingt bedürfen. Aus einer Verlegenheit sucht man den Ausweg durch Verlegenheiten. Die Direktion hat früher an ihren Aufgaben die Regie theilnehmen lassen. Das war das natürliche, gesunde Verhältniß. Jetzt zertheilt sie mit der Regie sich selbst: und das ganze Theatergeirniß wird zum Stückwerk, an dem der Einzelne nichts gewinnen, das Ganze Alles verlieren kann. X.

Max Marcus & Co., Bankgeschäft

Kassenabteilung
Abteilung für
Actien ohne
Börsennetz.

BERLIN NW. 6, Luisenstrasse 36.

Kommanditirt von S. H. Oppenheimer jr., Hannover.
Essener Niederlassung: Münzesheimer & Co. Ständige Vertretung an den Börsen: Berlin, Hamburg, Essen, Düsseldorf. Telegr.-Adr. Berlin u. Essen Bergwerkswerte, Hannover Oppenheimer jr. Telefon Berlin Amt IIIa 4120, 4121, 4122. Essen 39, 313, 1053 Hannover 55, 2046, 2614.

Specialabteilung für Kolonialwerte.

(unt. Vorb.)	Kauf. %	Verk. %	(unt. Vorb.)	Kauf. %	Verk. %
Afrikanische Compagnie	103	109	„Meanja“ Pflanzungsges. A.-G. .	—	85
Borneo-Kautschuk-Compagnie...	—	98	Molite Pflanzungsgesellschaft	—	81
Deutsche Agaven-Gesellschaft...	112	122	Neu-Guinea-Comp.-Vorzugs-Ant.	85	95
Deutsch-Ostafrik. Plantag.-Ges. .	15	22	Safata Samoa-Gesellschaft	—	100
Deutsch-Ostafrik. Ges. St.-Ant.	98	102	Samoa-Kautschuk-Comp. A.-G.	—	98
do. Vorz.-Ant.	98	102	Usambara-Kaffeebauges. St.-Ant.	—	34
Deutsche Hdl.-u. Plant.-Ges. d. S.-L.	—	212	Westafrikan. Pflanzungs-Gesell-		
Deutsche Kol.-Ges. f. Südwestafr.	185	200	schaft „Bibundi“, St.-Ant.	80	—
Deutsche Samoa-Gesellschaft ...	74	80	do. Vorz.-Ant.	104	—
Jaluit-Gesellschaft	450	—	Westafrikan. Pflanzungs-Gesell-		
Kamerun-Kautschuk-Compagnie	—	99	„Victoria“ Anteile	128	135

Alle Geschäfte schliessen wir als **Eigenhändler** und **provisionsfrei** ab. **Abgeschlossen 19. Oktober 1907.**

Allen die sich matt und elend fühlen,

nervös und energielos sind, gibt Sanatogen neuen Lebensmut und Lebenskraft. Von mehr als 4000 Professoren und Aerzten glänzend begutachtet. Zu haben in Apotheken und Drogerien. Broschüren gratis und franko durch Bauer & Cie., Berlin SW. 48.

ROMANE

von Hermann
Kurz, dem jungen
Schweizer
Dichter:

1. **Die Schartenmättler.** M. 3.—; geb. M. 4.—.
2. **Stoffel Hiss.** M. 3.—; geb. M. 4.—.

Die Schartenmättler: Der Verfasser ist ein glänzender Erzähler. Ohne Übertreibung gibt er ein vollendetes Bild der Verhältnisse in jenen Gegenden; man fühlt es bei jedem Satze; hier spricht einer zu uns, der bis ins innerste Wesen der Bergbewohner eingedrungen ist. Der Roman ragt weit über die Dutzendware hinaus, die jetzt auf dem Büchermarkte angetroffen wird, und kann nur angelegentlich zum Lesen empfohlen werden.
Hamburger Fremdenblatt.

Stoffel Hiss: Der nicht gewöhnliche, tüchtige Gedankengehalt des Buches verdichtet sich vielfach in feine Bemerkungen tiefschauender Lebenskritik, Sätze von aphoristischer Zuspitzung, und er trägt das Ganze.
St. Galler Tagblatt.

Das Buch ist reich an poetischen Schönheiten. Der Verfasser weiss aufs beste eine Stimmung zu erwecken und was bedeutend mehr besagen will, sie auch festzuhalten. Aus der Anlage und dem eigenartigen Stil spricht eine Persönlichkeit, und das lässt für die Zukunft noch manches Vielversprechende erhoffen.
Oberhess. Zeitung.

Verlag von Wiegandt & Grieben (G. K. Sarasin) in Berlin SW 11.

	Berliner-Theater-Anzeigen	
--	----------------------------------	--

Deutsches Theater

Anfang 7½ Uhr.

Freitag, d. 25. Sonnab., d. 26., Sonntag, d. 27./30.

Was ihr wollt

Montag, den 28./10.

Prinz Friedrich von Homburg.**Kammerspiele.**Freitag, d. 25./10 8 U. Frühlings Erwachen
Sonnabend, den 26./10. 7 Uhr **Premiere****Esther. Der Diener zweier Herren.**

Sonntag, d. 27./10. 8 U. Dieselbe Vorstellung.

Montag, den 28./10. 8 U. **Liebelei.**

Weitere Tage siehe Anschlagtafel.

Friedr. Wilhelmst. SchauspielhausFreitag, den 25. und **Brüderchen**
Montag, d. 28./10. 8 U.Sonnabend, den 26./10 8 U. **Die Nibelungen**
Sonntag, d. 27./10. 8 U. **Der blinde Passagier**Sonntag, Nachm. 3 Uhr. **Winterschlaf**

Weitere Tage siehe Anschlagtafel.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

15. Kaiserplatz, Berlin-Wilmersdorf,
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).**Neues Theater**Freitag, den 25., Sonnabend, den 26., Sonntag,
den 27. und Montag, den 28./10. 8 Uhr.**Die Waffen wieder!**Lustspiel in 3 Acten von Benno Jacobsohn
und Ludw. Bruckner.**Metropol-Theater**

Allabendlich 8 Uhr.

Das muss man seh'n!Grosse Revue in 4 Acten (14 Bildern) von
Jul. Freund. Musik von Victor Hollaender
Guido Thielscher a. D. E. Withney a. D.
B. Darmand a. D. Jos. Giampietro,
Henry Bender Fritzl Massary
Jos. Josephi Fritzl Schenke usw.**Cabaret****Roland v. Berlin**

Potsdamerstr. 127

Direktion: **Schneider-Duncker**

Tägl. 11—2 Sonntag 8—11

Hotel und Café**Dorotheenhof****Weingrosshandlung.**Direktion: **Richard Zernik**Berlin NW. 7, Dorotheenstr. No. 22 und Eingang Georgenstr. No. 24,
neben dem Wintergarten.

Für Magen-Darm-Zucker-Gichtkranke, Fettsüchtige Abgemagerte etc.

Dr. Oeders Diätkuranstalt, Niederlösnitz bei Dresden, Borst. 9

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. II, Königgrätzer-Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

— **Terrains, Baustellen, Parzellierungen.** —

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.

— **Sorgsame fachmännische Bearbeitung.** —

Berliner-Theater-Anzeigen

Gebr. Herrnfeld-Theater, Kommandantenstr. 57.

Heute und folgende Tage Abends 8 Uhr:
Die Anton und Donat „Madame Wig-Wag“ Operetten-Burleske.
Herrnfeldsche Novität „Musik von L. Ital.“
Dazu die Separée-Affäre: Es liebe das Nachtleben!
mit dem Autoren Anton und Donat Herrnfeld in den Hauptrollen.
Vorverkauf täglich von 11—2 Uhr (Theaterkasse).

Kleines Theater.

Freitag, den 25. Sonnabend, den 26. Sonntag,
den 27. und Montag, den 28./10. 8 Uhr.

Kapitän Brassbounts Bekehrung

(Cisely; Agnes Sorma)
Sonntag, d. 27./10. Nachm. 3 U. Nachtsyl.
Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Theater Folies-Caprice

Linienstr. 132, Ecke Friedrichstr.
Getheilte Liebe.

Bunter Theil.

Die Antiduellanten.

Hauptdarsteller:

Mertens, Fleischmann, Grünecker.
Anfang 8 Uhr. Kasseneröffnung 6 Uhr.
Vorverkauf an der Theaterkasse
und bei Wertheim.

Ich suche alle Jahrgänge des *Simplicissimus* zu kaufen.

Ebenso erwünscht sind Angebote ganzer Bibliotheken jeden Umfangs und jeder Wissenschaft sowie einzelner Werke von Wert.

Paul Graupe vorm. Georg Lissa
Antiquariat

Berlin SW. 68, Kochstr. 3.
Fernsprecher: Amt VI, 11718.

Lustspielhaus in Berlin

Freitag, den 25./10. Abends 8 Uhr.

Im Sperlingsnest

Sonnabend, d. -6. u. Sonntag, d. 27./10. 8 U.

Husarenfieber

Sonntag, den 27./10. Nachm. 3 Uhr

Unsere Käte.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Chat noir

Friedrichstr. 165 Ecke Behrenstr.

Direktion: Rudolph Nelson

Täglich 11 bis 2 Uhr Nachts

Karl Nagelmüller a. G.

Fritz Grünbaum.

Künstl. Marionettentheater.

Käte Erholz, Max Laurence.

Schriftsteller

Bekanntester Verlag übern. litter.
Werke aller Art. Trägt teils die
Kosten. Auss. günst. Beding.
Off. unt. J. 205. an Haasen-
stein & Vogler A.-G., Leipzig.

Ambulatorium für

Herz- und Nervenranke

Dr. med. Tillias,

Tauenzienstrasse 20 hochpart. (neben Kaufhaus des Westens).

Röntgenuntersuchung, Wechselstrombehandlung (Dreizellenbäder),
Vibrationsmassage, Uebungstherapie. — Modernste Apparate.

Spezialbehandlung für Herzschwäche, Herzneurose, Arterien-
verkalkung, Schlaflosigkeit.

Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. * Künstler Doppel-Konzerte.

Mittelmeerfahrten

In der Welt vom 7. Januar bis
14. Mai 1908 werden dazwischen
des Doppelschrauben-Dampfers

„Meteor“

5 Vergnügungs- und Erholungsreisen zur See

veranstaltet, auf denen je nach
Fahrplan eine mehr oder
weniger große Anzahl der in
dieser Karte durch die Routen-
linie bezeichneten Häfen
besucht wird.

Fahrpreise je nach
Route von Mfr. 300,
350 und Mfr. 500 an
aufwärts.



Fahrtstadien:

ab Hamburg 7. Jan. 1908	2500	Stelle
- Genua 5. Febr.	22	„
- Venedig 7. März	14	„
- Genua 19.	13	„
- Genua 14. Mai	16	„

Nach Näheres enthalten die Prospekte.

Hamburg-Amerika Linie, Hamburg.

Fort mit der Feder!



Die neue Schreibmaschine

„Liliput“

ist das Schreibwerkzeug für jedermann

Preis M. 28.—

Ohne Erlernen sofort zu schreiben.

Keine Weichgummitypen.

Auswechselbares Typenrad für alle Sprachen.

Ein Muster deutschen Erfindungsgeistes.

Seit der kurzen Zeit der Einführung viele

tausende Maschinen verkauft.

Illustr. Prosp. u. Anerk.-Schreiben grat. u. frko.

Justin Wm. Hamberger & Co.

Fabrik feinstech. Apparate

München 21, Lindwurmstrasse 129/131.

Salò am Gardasee

Italien — Riviera

Hotel-Pension Villa-Halkyone

früheres Heim des Dichters Otto Erich Hartleben

Vornehme Familienpension

Pensionspreis v. 7.—Lire an

Prachtvoller grosser Garten



Commerz- und Disconto-Bank

Berlin

Behrenstraße 46

Hamburg · Hannover · Kiel

LONDON AGENTS: London and Hanseatic Bank Limited.

Aktienkapital 85 Millionen Mark.

Depositen-Cassen in Berlin und Umgebung:

- | | |
|---|---|
| A. Hausvogel-Platz 12. | AB. Krausenstraße 4-5
Ecke Friedrichstraße. |
| *B. Rosenthaler Straße 40-41
am Hackeschen Markt. | BC. Dresdenstr. 1, am Colbuser Tor. |
| *C. Charlottenstraße 47. | CD. Gertraudenstraße 8-9. |
| *D. Kaiser-Allee 211. | *DE. Ritterstr. 38, E. Alexandinenstr. |
| *E. Potsdam, Neuener Straße 41. | *EF. Schöneberg, Martin Lutherstr. 24
Ecke Grunewaldstraße. |
| F. Chausseestraße 115. | *FG. Mühlenstr. 1, Ecke Warschaustr. |
| G. Königstraße 26. | *GH. Weißensee, König-Chaussee 52. |
| *H. Oranienstr. 152, am Moritzplatz. | *HI. Potsdamerstr. 97, s. d. Bülowstr. |
| *I. Charlottenburg, Berlinerstr. 122. | *IK. Charlottenburg, Bismarckstraße
77-80, Ecke Wilmsdorferstr. |
| *K. Schöneberg, Haupt-Straße 137. | *KL. Halensee, Kurfürstendamm 130
(im Bau). |
| *L. Brunnenstraße 196. | *LM. Schönhauser Allee 184
Ecke Lotumstraße. |
| *M. Tauenzienstraße 18a. | *MN. Viktoria Louise-Platz 1. |
| N. Potsdamer Straße 1. | *NO. Umlandstraße 47
Ecke Ludwigskirchstraße. |
| *O. Friedrichstraße 1. | *OP. Köpenickerstraße 142
Ecke Engel-Ufer (im Bau). |
| *P. Spandau, Breite Straße 52. | *PG. Turmstr. 65, Ecke Gotskowskyst. (im Bau). |
| *Q. Eberswalde, Eisenbahnstr. 93. | *QR. Tempelhof, Berlinerstraße 16
Ecke Dorfstraße (im Bau). |
| R. Alexanderstraße 20 a. | *RS. Kurfürstendamm 60 do. |
| *S. Friedenau, Rheinstraße 63. | |
| T. Frankfurter Allee 130. | |
| U. Alt-Moabit 123. | |
| V. Kantstraße 22, am Savignyplatz. | |
| *W. Bodstr. 60, am Gesundbrunnen. | |
| *X. Rixdorf, Berliner Straße 44-46. | |
| *Y. Neue Königstr. 2, am Königstor. | |
| *Z. Müllerstraße 180, am Wedding. | |

Die mit * bezeichneten Depositen-Cassen haben diebes- und feuersichere Stahlkammer mit vermietbaren Fächern.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum 60. Bande der „Zukunft“

(Nr. 40-52. 1V. Quartal des XV. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Prägung etc. zum Preise von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a entgegengenommen.

OPEL

Rüsselsheim M.
Nähmaschinen
Fahrräder
Motorwagen

Motor-Droschken-Last- und Geschäftswagen
Man verlange besondere Preisliste.
Gewann den Kaiserpreis 1907 als
besten deutschen Wagen

OPEL

Fettleibigkeit und Korpulenz.

Seit Jahren bewährt von vielen Aerzten empfohlen

Caarmann's Entfettungstee, Marke „Reduzin“.

Besteht aus: Hagebutten, Flieder, Linden je 10, Haferfll, Kamill. je 3, Paro-
ra, Liebstöckel, Hauhechel, Wacholder je 2,5, Semma, sibir. Wolfstrappkraut
je 1, Huflattig, Althaa je 4, Heidelbeeren 5, Faulbaum 15, Wollblumen 15 Teile.

In Paketen à Mk. 1,50, Mk. 3,— und Mk. 5,—.

Alleiniger Hersteller: Gustav Laarmann, Berlin S. 59.

Zu haben in fast sämtlichen Apotheken.

Versanddepôt: Wittes Apotheke, Berlin 16, Potsdamerstr. 84 a.



RITZEL RITZEL ROSEKRAUT
SOLCH' EIN SCHRANK WIRD NIEMALS
GARTZ

denn man kauft die einzelnen Abteile des **Unionzeiss-Bücher-schranks**
nach Bedarf, wenn man neue Bücher hat, wenn man Geld hat. So ist der
Unionzeiss-Bücher-schrank immer fertig — nie vollendet.

Preisbuch Nr. 387 a kostenlos und portofrei.

HEINRICH ZEISS, Frankfurt a. M.

Grossherzogl. Hoflieferant. **36 Kaisertr. 36.**

Telegr.-Adr.: Unionzeiss, Frankfurt/Main.

Achten Sie genau auf Firma und Hausnummer.

Lesen Sie das 290 Seiten starke ausführliche Werk

Galgenwürfel Konkurrenz

von Dr. med. M. Bonnefoy, Spezialarzt in Genf No. 12. Preis Mk. 1.50 durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verfasser.

Dr. med. Georg Beyer's Sanatorium

für **Zuckerkrank**

Dresden-A., Lukassir. Eigenes Laboratorium. Näheres im Prospekt.

Meiningen

Sanatorium für Nervenkrankte und Knieziehungskuren. Modern nach physik.-diätetisch. Prinzip geleitet mit Familienanschluss unter dauernder psychischer Beeinflussung. Beschränkte Bettenzahl, Beschäftigungskuren, Freizeitkuren. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. C. A. Passow.

Sieben erschien d. 3. Auflage von

Das Kamasutram des Vatsyayana.

(Die Indische Liebeskunst).

A. d. Sanskrit Obs. v. R. Schmidt. 500 Seit. br. 12 M., Geb. 14 M.

Dasselbe **Liebhaber-Ausgabe** nur in 25 Expt. gedr. 20 M., Pergtod. 30 M. Inhalt: I. Algen, Teil II. Die d. Liebesgötter. III. Der Verkehr m. Mädchen. IV. E. verhalten. fr. aus. V. E. freud. Frauen. VI. D. Betina. VII. D. Scheinlebe.

Liebe und Ehe in Indien.

Von Rich. Schmidt. 571 Seit. 10 M., Geb. 1 1/2 M., Lux.-Ausg. 20 M.

Ausführliche Prospekte gratis franco. H. Barsdorf, Berlin W 30, Landshuterstr. 2.

Eisbärhelle Am nicht besser, aber teurer als meine Goldschindelhelle „Starke Stür“, feinste Salzenpräp. demnach geeignet. geruchlos, blendend weiß od. silbergrau, etwa 1 qm groß, 4 Stk. Verfügen 6 u. 7 Stk. bei 3 Stk. fr. Dropt. mit Anfert. fr. **W. Heino, Lünzmühle No. 66, bei Schneebingen.**

Cabinet-Comet

Graeger

Sect

Gold & Silber

Zu beziehen durch alle Weinhandlungen

Carl Graeger

Sect Kellerei
Hochheim a. M.

BERLINER Anstellungs-LOSE à 1 Mk.

Ziehung un widerruflich 5. Dezember a. folg. Tage. 10001 Gewinne im Gesamtwerte von

300 000 Mark

Hauptgewinne à 60 000, 40 000, 25 000

usw. usw. sind in allen Lotteriegeschäften und den durch Plakate kenntlichen Verkaufsstellen zu haben.

A. Molling, Berlin, Volstr. 17.

„Observer“ Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien I, Concordiaplatz 4,

Best alle hervorragenden Tagesjournale, Fach- und Wochenchriften aller Staaten und versendet an seine Abonnenten

Zeitungsausschnitte

über jedes gewünschte Thema.

Prospekte gratis.

Schockethal

W. Schockethal, Hermann-Luxemburg-Str. 10, Leipzig. Entzückende Lage. Prospekt gratis.

Glänzende Auto-Gelegenheit!

Brasier-Wagen, weltbekanntes, erstklassiges Fabrikat, garantiert tadellos, 25/36 PS., Modell 1906, wenig gefahren, mit erstklassiger Phaeton-Carrosserie, Rot des Belges, Verdeck, reichhaltigem Zubehör, Neupreis über M. 21000,—, sofort zu M. 12500.— zu verkaufen. Kostenlose Vorführung des Wagens in Rheinland und Westfalen bereitwilligst. **Hans Emil Hartmann, Aachen, Lochnerstrasse 13.**

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei über die im Verlage von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW. 68, erscheinende

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik.

Herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg.

Wir bitten dem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Trunck & Co.

Vornehme Wohnungs-Einrichtungen.

Eigene Fabrikation.

Berlin W.,
Kronenstr. 10.

Bank für Werte ohne Börsennotiz G. m. b. H. Berlin, Wilhelmstrasse 70B.

Telegr.-Adr.: Special-Bank.
Telefon: Amt I, 9616, 9641, 9330

An- u. Verkauf von Actien, Obligationen ohne Börsennotiz. Anteilen von G. m. b. H. sowie von Kuxen u. Bohr-Anteilen. Sonder-Abteilung für Deutsche Kolonialwerte. Ausführt Kurszettel u. Auskünfte stehen Interessent. kostenl. zur Verfügung.

Vornehme Menschen, Lebensfrohe und Blasierte schreiben an P. P. L.: 1. Freudig erstaunt und beglückt von dem ermutigenden, fesselnden, gedankenreichen Charakterbild, das mir gute Dienste leistet. 2. Ihre eigenartige Wissenschaft steht freilich hoch über der landesüblichen Graphologie. Die von Ihnen gezeichneten Charakter-Portraits verhalten sich zu den Erzeugnissen jener, wie die Meisterwerke eines bildenden Künstlers zu den Nachwerken eines Stümpfers. 3. Ihre Kunst ist durchaus Original. Sie leuchten gleichsam wie mit einem Scheinwerfer in die dunkelsten Tiefen des Seelenlebens. 4. Vor etwa 7 Jahren hatten Sie die Güte, eine Reihe von psychographologischen Arbeiten für mich anzufertigen . . . Sie sind mir allezeit tröstende, mahnende, stärkende, belehrende Freunde gewesen . . . P. P. L. liefert seit 1890 grosszügige Seelen-Analysen, „Deutungen“ im profanen Sinne schliesst seine durchaus vornehme psychologische Praxis aus. Denkende Menschen, die Nützliches tiefer verstehen und gerne fördern, empfangen gegen 20 Pf. Porto im Doppelsief: „Broschüre und Honorarbedingungen für Charakterbeurteilungen nach einzusendenden Schriftstücken von eigener oder von Freundeshand etc. Adresse P. Paul Liebe, Schriftsteller, Augsburg I.

BERLIN

DER KAISERHOF

DAS GRÖSSTE UND SCHÖNSTE LUXUS-HOTEL DER WELT

GRAND RESTAURANT KAISERHOF

GRILLROOM KAISERHOF

FESTSÄLE KAISERHOF

GROSSE HALLE KAISERHOF

FIVE O'CLOCK-
KONZERT 4-6.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses **Carl Neuburger,**

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemäßem Zinsfusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9-4 Uhr.



Unantbehrlich für Touristen, Reisende, Automobilisten, Radfahrer, Berg-, Wasser- und Angelsport, Lehrer, Jäger, Beamte, Arbeiter, zur Kinder- und Krankenpflege, zu Brunnenkuren.

Preise je nach Grösse und Ausstattung M. 8.- bis 25.-.

Zu haben in allen Geschäften für Reise-, Jagd- und Sportartikel, für Ausrüstung von Automobilisten und Radfahrern, Drogerien, Gummiwaren-Geschäften, Wirtschaftseinrichtungs-Magazinen usw.

Wo nicht, gibt Bezugsquellen an

Thermos-Gesellschaft m. b. H.
Berlin W., Markgrafenstr. 52a.

Kein Kranker und Nervenschwacher lasse unversucht die

Elektrische Kuren

v. I. G. Brockmann, Dresden, Mosczimskyst. 6. M.

Eine Reform-Naturheilkunde, womit jeder seine Kur im eigenen Heim ohne Berufsstörung machen kann. Prospekte über Selbstbehandlungsapparate gratis und franco. Grossartige Erfolge akutenmässig nachweisbar.

Nervenschwäche der Männer

Ausführliche Prospekte mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert Paul Gussen, Köln a. Rh. No. 7a.

Original Englische Arbeit

MURATTI'S



HIGH CLASS CIGARETTES

Keine Fabrik in Deutschland

Herbst- u. Winterkur!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt pr. Woche von M. 60.- ab.

„Sanatorium
Zackental“
(Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhau. Tel. 27.

Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnhstation)

für chronische innere Erkrankungen, neuasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände, Diätetische, Brunnens- u. Entziehungskuren. Für Erholungsuchende, Wintersport. Nach allen Errungenschaften der Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte, nebelfreie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr besucht. Näheres Dr. med. Bartsch, dirgl. Arzt d. selbst oder Administration in Berlin S. W., Mückernstr. 118.

Die enormen Vorräte an Henkell Trocken, ein Grund für dessen unvergleichliche Popularität.

Verdoppelt hat sich seit Oktober 1905
die Zahl unserer Keller.

Gegenwärtig dienen die 50 auf
beigefügtem Stadtplan verzeichneten
Keller der Ablagerung unseres

Henkell Trocken

gegen nur 25 vor zwei Jahren.

Durch diese gewaltigen Reserven
wird die höchste Entwicklung unseres
„Henkell Trocken“, der führenden
deutschen Marke, gewährleistet.

Henkell & Co



- | | |
|------------------------------|------------------------------|
| 1 Bismarckstr. No. 25 | 26 Kurfürststr. No. 11 |
| 2 Brandenburger No. 5 + 6 | 27 Kurfürststr. No. 8 |
| 3 Ebersbach-Steinweg No. 22 | 28 Schulstr. No. 17 |
| 4 Ebersbach-Steinweg No. 20 | 29 Geyersstr. No. 17 |
| 5 Wuppertalstr. No. 18 | 30 Ostpreussenstr. No. 7 |
| 6 Schlegelstr. No. 2 | 31 Wuppertalstr. No. 11 |
| 7 Raststr. No. 9 | 32 Wuppertalstr. No. 13 |
| 8 Gaudenzi No. 10 | 33 Mollat No. 2 |
| 9 Wilhelms-Bräugasse No. 11 | 34 Kolonnenstr. No. 40 |
| 10 Kurfürststr. No. 20 | 35 Tschirchstr. No. 5 |
| 11 Kurlandstr. No. 11 | 36 Ebersbach-Steinweg No. 2 |
| 12 Oranienstr. No. 6 | 37 Oranienstr. No. 16 |
| 13 Wuppertalstr. No. 15 | 38 Kurfürststr. No. 36 |
| 14 Wuppertalstr. No. 14 + 16 | 39 Mollat No. 2 |
| 15 Augustenstr. No. 13 | 40 Kurfürststr. No. 23 |
| 16 Augustenstr. No. 12 | 41 Schlegelstr. No. 1 |
| 17 Ebersbachstr. No. 25 | 42 Ebersbach-Steinweg No. 1 |
| 18 Ebersbachstr. No. 8 | 43 Wuppertalstr. No. 7 |
| 19 Mollat No. 2 | 44 Wuppertalstr. No. 18 |
| 20 Oranienstr. No. 18 | 45 Wuppertalstr. No. 20 |
| 21 Ebersbach-Steinweg No. 6 | 46 Ebersbach-Steinweg No. 16 |
| 22 Ebersbach-Steinweg No. 10 | 47 Ebersbach-Steinweg No. 15 |
| 23 Wuppertalstr. No. 14 | 48 Ebersbach-Steinweg No. 11 |
| 24 Ebersbachstr. No. 8 | 49 Wuppertalstr. No. 2 |
| 25 Ebersbachstr. No. 7 | 50 Wuppertalstr. No. 18 |